

Georg Kneer

Welcher Pragmatismus? Welcher Poststrukturalismus? Eine Entgegnung auf den Beitrag von Markus Holzinger

1. Einleitung

Markus Holzinger (2009) trägt in seinem kürzlich in der ZfS veröffentlichten Beitrag „*Welcher Realismus? Welcher Sozialkonstruktivismus?*“ eine grundsätzliche Kritik an meinen früheren Überlegungen (Kneer 2009) zum wissenschaftstheoretischen Selbstverständnis einer konstruktivistischen Wissenschaftssoziologie vor. Aus Holzingers Sicht stellt sich mein Vorschlag, dem Sozialkonstruktivismus eine neutrale Position jenseits von Realismus und Antirealismus zuzuweisen oder zumindest zu empfehlen, als fragwürdige Projektion, als bloßes Wunschdenken meinerseits dar. „Der Sozialkonstruktivismus ist keine neutrale Position, weil er die physische Wirklichkeit ausklammert.“ (Holzinger 2009: 532) Vielmehr vertrete die konstruktivistische Wissenschaftsforschung – zumindest die Autoren des Konstruktivismus, auf die ich in meinem Beitrag positiv Bezug nehme – „klassische *antirealistische* Positionen“ (ebd.: 524). Der Antirealismus des Sozialkonstruktivismus resultiere aus einer einseitigen Betrachtungsweise, die die „Widerständigkeit der Dinge“ (ebd.: 527) ignoriere, ja die „Wirklichkeit und die Dinge“ (ebd.: 524) schlicht ausblende – und dies genau dadurch, dass der Ansatz „die Erklärung naturwissenschaftlicher Tatsachen auf soziale Kategorien“ (ebd.: 523) reduziere. Insofern vertrete der Sozialkonstruktivismus die haltlose Auffassung, dass alles, was existiere, einschließlich der Welt der materiellen Gegenstände, „in vehementer Weise kommunikativer Natur“ (ebd.: 524) sei, also vollständig durch soziale Aktivitäten hervorgebracht werde. „Naturwissenschaft-

liche Objekte entstehen diesen Autoren (des Sozialkonstruktivismus; Hinzufügung G.K.) zufolge als soziale Konstrukte in den Köpfen und durch die Projektionen, Illusionen, Framing-Strategien, Definitionen und Aushandlungen von Menschen, *ohne* dass naturale oder materielltechnische Begrenzungen eine größere Rolle spielten. Da bleibt kein Raum für eine realistische Ergänzung.“ (Ebd.: 523)

Ausgehend von dieser eindeutigen Diagnose fällt es nicht schwer, eine entsprechende Therapie zu formulieren, die uns vor den antirealistischen Verwirrungen des Sozialkonstruktivismus bewahrt. Holzinger empfiehlt, der konstruktivistischen Wissenschaftssoziologie eine gehörige Portion Realismus zu injizieren, um auf diese Weise die zunächst ausgeschlossene Wirklichkeit der materialen Objekte und Gegenstände zu ihrem Eigenrecht zu verhelfen. Ausdrücklich verweist er auf aktuelle Realismusbeiträge – wörtlich spricht Holzinger (2009: 525) von einer „Brisanz der neueren Realismuskonzeptionen“ –, die in seinen Augen genau das leisten, woran es dem Sozialkonstruktivismus mangle: die evidente Rolle, die physischen Dingen beim Zustandekommen wissenschaftlichen Wissens zukommt, angemessen zu berücksichtigen. Holzinger nennt u.a. die Konzeptionen des pragmatischen Realismus und des Entitätenrealismus als geeignete Kandidaten für eine Korrektur der konstruktivistischen Einseitigkeiten. Diesen beiden Theorieansätzen folgend lasse sich ein „Realismus der Bezugsgegenstände verteidigen“ (ebd.: 527), der durchaus anerkenne, dass wissenschaftliches Wissen ein Produkt der Geschichte sei, zugleich jedoch die konstruktivistische Prämisse *ad absurdum* führe, dass die materielle „Umwelt ein willkürliches Produkt ohne jede reale Substanz wäre“ (ebd.: 526). Die aussichtsreichste Theorievariante für eine Überwindung der konstruktivistischen Halbheiten findet Holzinger freilich in der Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour. Über weite Strecken seines Beitrags ist er deshalb bemüht, die konzeptionellen Vorteile dieser Konzeption herauszuarbeiten. Ausdrücklich weist er dabei meine frühere Kritik am Latourschen Restfundamentalismus zurück. Sein zentrales Anliegen ist es dabei, den Nachweis zu führen, dass die Akteur-Netzwerk-Theorie – und nicht der Sozialkonstruktivismus – dem von mir „präferiertem Konzept des Neutralismus sehr nahe kommt“ (ebd.: 532). Dies gelinge Latour mit Hilfe der Einführung eines (erweiterten) Symmetrieprinzips, das die Trennung „der geschichtlichen Welt in eine Dingwelt und Ideen- bzw. Sozialwelt“ (ebd.) aufkündige und so die zunächst für unvereinbar gehaltenen Positionen von Realismus und Antirealismus zusammenführe.

Aus meiner Sicht übersieht Holzinger die eigentliche Pointe meines früheren Beitrags. Den an mich gerichteten Vorwurf eines ‚absoluten Missverständnisses‘ würde ich deshalb gerne an seine Adresse zurückgeben. Um diese Fehlinterpretation zu verdeutlichen sind mir, in einer ersten Annäherung, zwei Punkte wichtig:

(1) Die von mir aufgegriffene Theorieposition des Neutralismus zielt *nicht* auf eine Lösung der Realismusproblematik. Aus Sicht der Neutralisten stellen sich Realismus und Antirealismus schlicht als inkompatible Positionen dar. Stattdessen behauptet der Neutra-

lismus, dass wir *ohne* die Verwendung dieser Unterscheidung auskämen. Zur Klärung fachwissenschaftlicher Fragen trage die Realismusdebatte nichts bei. Das besagt, dass auch für die Soziologie die Kontroverse zwischen Realisten und Antirealisten eine rein scholastische Debatte sei, ein Streit ohne pragmatischen Wert. Bei meiner Neubeschreibung der konstruktivistischen Wissenschaftsforschung habe ich mir diese neutrale Position zu eigen gemacht. Deshalb geht Holzingers Ansinnen, die angeblich antirealistische Einseitigkeit des Konstruktivismus mit Hilfe realistischer Zugaben zu kurieren, auch an meinem Vorschlag vorbei. Der Sozialkonstruktivismus bezieht *keine* antirealistische Gegenposition zum Realismus. Und dies nicht etwa deshalb, weil die konstruktivistische Wissenschaftsforschung selbst bereits realistisch unterfüttert wäre oder gar eine symmetrische Versöhnung realistischer und antirealistischer Annahmen leistete. Sondern einfach deshalb, weil sich der Sozialkonstruktivismus (in der von mir vorgeschlagenen Lesart) *indifferent* gegenüber der Unterscheidung von Realismus und Antirealismus verhält.

(2) Holzinger verknüpft in seinem Beitrag die Realismusdebatte mit einer ganz anderen Kontroverse, die der Frage nach dem Zusammenhang von sozialer Wissenschaftspraxis und materiellen Entitäten nachgeht. Hieraus resultieren jedoch eine Vielzahl von Fehlinterpretationen, die ihren Höhepunkt in der These finden, dass der Konstruktivismus „von der Irrelevanz der materiellen Objekte für die Wissenschaft“ (Holzinger 2009: 527) ausgehe. Mein Vorschlag sieht dagegen vor, die beiden genannten Debatten zu entkoppeln und allein die zweite Kontroverse weiter zu verfolgen. Im Gegensatz zum Realismusstreit, der m.E. für die Soziologie und damit auch für die soziologische Analyse der sozialen Wissenschaftspraxis ohne Nutzen ist (weshalb wir ohne Nachteil auf diese Debatte verzichten können), handelt es sich bei der Kontroverse über den Relationszusammenhang von sozialer Wissenschaftspraxis und materiellen Gegenständen um eine theoretische Querelle, die für die Soziologie eine erhebliche Relevanz besitzt. Aus meiner Sicht stellt allein diese zweite Debatte eine Auseinandersetzung dar, in der die kontroversen Überlegungen tatsächlich einen *Unterschied* machen, weil sie unmittelbar Fragen der soziologischen Begriffs-, Theorie- und Methodenarbeit betreffen. Dabei ist wichtig, sich genauer klar zu machen, worüber die Beteiligten an dieser Debatte denn überhaupt streiten und worin sie sich trotz allem einig sind. Um mit der zuletzt genannten Frage zu beginnen: Die Kontroverse betrifft *nicht* die Frage nach der Relevanz materieller Objekte für das Wissenschaftssystem. Niemand bestreitet, auch nicht der Sozialkonstruktivismus, dass physische Gegenstände für die Wissenschaft eine eminente Bedeutung besitzen, mit den Worten Max Webers (1980: 3), etwa als „Anlaß, Ergebnis, Förderung oder Hemmung“ der sozialen Wissenschaftspraxis in Betracht zu ziehen sind. Holzinger sitzt bei seiner Kritik des Konstruktivismus schlichtweg einem Irrtum auf. Die Unterschiede zwischen der konstruktivistischen Wissenschaftssoziologie und den Ansätzen der Wissenschaftsforschung, die er selbst favorisiert, sind an ganz anderer Stelle zu verorten. Sie betreffen die Frage, ob gegenständliche Dinge, also etwa materielle Untersuchungssubstanzen und Analyseobjekte, aber auch die im Forschungszusammenhang verwendeten Aufbewahrungsutensi-

lien, Laborapparaturen, Messgeräte, Aufzeichnungs- bzw. Registrierungsinstrumente und Visualisierungsmedien, selbst Teil des sozialen Wissenschaftssystems sind oder außerhalb liegen (was, wie gesehen, eben nicht meint, dass sie irrelevant wären). Und sie betreffen die Frage, ob sich soziale und materiale Entitäten vorteilhafter mit einer einheitlichen, also symmetrischen Begrifflichkeit oder mit einem asymmetrischen Beschreibungsvokabular analysieren lassen.

Beide Punkte werde ich im Weiteren noch genauer erläutern. Diese Ausführungen sowie einige kurze begriffliche Klarstellungen dienen mir als Ausgangspunkte, von denen aus ich die Bedenken und Vorbehalte diskutiere, die Holzinger im Einzelnen gegenüber meiner Auffassung vorbringt. Um meine These vorwegzunehmen: Holzingers Einwände erweisen sich entweder als irreführend oder aber sie überfrachten seine eigenen Überlegungen mit weit reichenden Begründungsanforderungen, die er selbst nicht einlösen kann. Bei der Ausarbeitung dieser These werde ich in drei Schritten vorgehen. Ausgehend von einem kurzen Rückblick auf die jüngere Debatte um Reichweite und Grenzen der konstruktivistischen Wissenschaftssoziologie verdeutliche ich das konzeptionelle Anliegen des Neutralismus, an dem sich meine Neubeschreibung des Sozialkonstruktivismus orientiert (II). Im Anschluss daran gehe ich näher auf unterschiedliche Lesarten des Konstruktivismus ein; dies mit dem Ziel, aufzuzeigen, dass der Hinweis auf die Relevanz oder die Widerständigkeit der Dinge keinen prinzipiellen Einwand gegenüber einem institutionstheoretisch ausgerichteten Sozialkonstruktivismus bildet (III). Schließlich präzisiere ich meine frühere Kritik an einem (verschwiegenen) Restfundamentalismus der Akteur-Netzwerk-Theorie (IV).

II. Wissenschaftsforschung, neuere Realismuskonzeptionen und Neutralismus

Zu Recht erinnert Holzinger daran, dass die zwischen uns geführte Kontroverse über die Erklärungsreichweite und die Grenzen der sozialkonstruktivistischen Wissenschaftsforschung eine längere Vorgeschichte habe und deutlich an bestimmte Vorläuferdebatten erinnere. Relevant in unserem Zusammenhang sind insbesondere zwei Auseinandersetzungen, in denen sich mit H.M. Collins und Steven Yearley (1992a, 1992b) auf der einen Seite und Michel Callon und Bruno Latour (1992) auf der anderen Seite bzw. mit David Bloor (1999a, 1999b) und Bruno Latour (1999) jeweils Vertreter des Sozialkonstruktivismus und der Akteur-Netzwerk-Theorie direkt gegenüberstanden. Mein Interesse an einer Wiederaufnahme dieser Debatten folgte nun nicht dem Anliegen, mich umstandslos einer der beiden Seiten und damit der von dieser Position vorgetragenen Argumentation anzuschließen. Aus meiner Sicht erweisen sich also nicht nur die Einwände, die Latour und Callon gegen den Sozialkonstruktivismus vorbringen, sondern auch die Überlegungen, mit denen Bloor und seine Mitstreiter die konzeptionellen Vorzüge der konstruktivistischen Wissenschaftsforschung aufzuzeigen versuchen, als verfehlt. Meine Kritik

richtet sich u.a gegen die Auffassung von Collins und Yearley (1999b: 382), dass sich das sozialkonstruktivistische Erklärungsprogramm an einer bestimmten methodischen Anweisung orientiere, die sie wie folgt formulieren: „stand on social things – be social realists – in order to explain natural things.“ Diese Auskunft scheint mir gleich in mehrfacher Hinsicht fragwürdig zu sein (und dies nicht nur, weil sie damit – unwillentlich – letztlich die Einwände der Gegenseite bestätigen). Die konstruktivistische Wissenschaftssoziologie erklärt, so würde ich Collins und Yearley entgegenhalten, keine „natürlichen Dinge“, sondern ausschließlich soziale Sachverhalte, nämlich wissenschaftliches Wissen (genauer: Wissenskommunikationen als elementare Einheiten des sozialen Wissenschafts-systems) und damit selbstverständlich auch naturwissenschaftliches Wissen. Ebenso trifft meine Kritik den Vorschlag von Bloor (1999a: 83ff.), die programmatische Ausrichtung des Sozialkonstruktivismus mit Hilfe des klassischen Subjekt-Objekt-Dualismus zu erläutern; dies deshalb, weil die traditionelle Vorstellung der Objekterkenntnis durch ein vorgängiges Subjekt auf Vorgänge der reflexiven Selbstbeschreibung nicht anwendbar ist (und Bloor solche Selbstbeschreibungen nicht ausklammert, sondern bei der Formulierung seines „strong programme“ ausdrücklich – Stichwort: Reflexivitätsgrundsatz – mit einbezieht). Selbstbeschreibungen betrachten ihren Gegenstand nicht, wie es das Subjekt-Objekt-Modell nahelegt, aus einer Außenperspektive. Und Vorgänge der Selbstreflexion lassen ihren Gegenstand ebenso wenig unberührt. Vielmehr verändern sie diesen Gegenstand dadurch, dass sie in ihm ablaufen.

Der folgenreichste Irrtum, den m.E. Collins und Yearley einerseits, Bloor andererseits begehen, liegt jedoch an anderer Stelle. Alle drei genannten Autoren sind der Überzeugung, dass sich das Anliegen des Sozialkonstruktivismus auf aussichtsreichste Weise im Rekurs auf die altehrwürdige philosophische Realismusdebatte verdeutlichen lasse.¹ In ihren Augen betreibt die konstruktivistische Wissenschaftsforschung eine Fortsetzung dieser Debatte mit soziologischen Mitteln. Und alle drei Autoren sind dabei der Auffassung, dass der Sozialkonstruktivismus eine bestimmte Spielart des Realismus – und nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, des Antirealismus – darstelle. Collins und Yearley plädieren für einen Realismus bezüglich sozialer Entitäten („be social realists“), Bloor macht sich für einen naturalistischen Realismus stark, bei dem das Soziale als Teil der Natur begriffen wird. Diese Argumentation hat es Callon und Latour in bestimmter Hinsicht einfach gemacht, ihre Vorbehalte zu formulieren. Aus ihrer Sicht folgt der Sozialkonstruktivismus nur einem halbierten Realismus, den es zu vervollständigen gelte. Sie werfen Collins und

¹ Wenn im Weiteren eine Kritik der philosophischen Realismusdebatte unternommen wird, dann ist damit, dies sei ausdrücklich zur Vermeidung unnötiger Missverständnisse angemerkt, keine grundsätzliche Kritik an der philosophischen Fachdisziplin impliziert. Der Terminus Philosophie wird also nicht als pejorativer Begriff verwendet. Gegen eine solche Lesart spricht bereits, dass die weiter unten formulierte Kritik an der philosophischen Realismusdebatte auf Überlegungen des *philosophischen* Neutralismus rekurriert.

Yearley vor, allein mit Blick auf die Gesellschaft realistisch, mit Blick auf die Natur jedoch antirealistisch zu verfahren (Callon & Latour 1992: 347ff.). Und Latour erhebt gegenüber Bloor den Einwand, dass dieser einerseits, ganz im Sinne des naturalistischen Realismus, die Annahme realer Dinge *an sich* vertrete, andererseits jedoch die Relevanz dieser Dinge selbst (wie etwa Elektronen „dort draußen“) für das Zustandekommen wissenschaftlichen Wissens bestreite und allein soziale Repräsentationen dieser Dinge (also die Dinge *für uns*) bei der Erklärung wissenschaftlichen Wissens berücksichtige. „Everything in nature – since David (Bloor; Hinzufügung G.K.) is careful to make society a part of nature – can be causally explained, but only electrons ‚themselves‘ are not allowed to cause our interpretations of them.“ (Latour 1999: 119) Holzinger macht sich die genannten Vorbehalte zu eigen und wendet sie kritisch gegen meinen früheren Beitrag. Dabei nimmt er freilich keine Notiz von der Tatsache, dass ich die angesprochene Diskussion über (angeblich) realistische und antirealistische Prämissen des Sozialkonstruktivismus insgesamt für fragwürdig halte. Mein Vorschlag sieht deshalb eine Neubeschreibung der konstruktivistischen Wissenschaftsforschung mit den Mitteln des pragmatistischen Neutralismus vor, womit ausdrücklich keine Fortführung der Realismusdebatte intendiert wird. In meiner Lesart folgt der Sozialkonstruktivismus weder, wie Bloor und seine Mitstreiter meinen, den Vorgaben des Realismus, noch handelt es sich hierbei, wie die Protagonisten der Akteur-Netzwerk-Theorie behaupten, um eine Spielart des Antirealismus.

Bevor ich näher auf meine These eines Sozialkonstruktivismus jenseits von Realismus und Antirealismus eingehe, gilt es im Vorfeld einige weitere Punkte zu klären. Der Meinungsstreit zwischen Holzinger und mir betrifft nicht allein die Annahme einer Neutralität des Konstruktivismus, sondern eine Vielzahl damit einhergehender Überlegungen. Strittig sind bereits die Grundbegriffe, mit denen die verhandelten Theoriepositionen genauer dargestellt werden. Das Gesagte gilt nicht allein für die konstruktivistische Wissenschaftsforschung, sondern auch für die Ansätze, die zu diesem Programm auf Distanz gehen. Ich hatte seinerzeit den Begriff des Postkonstruktivismus verwendet, um damit ein breites (wenngleich unscharf konturiertes) Bündel von neueren Ansätzen zu bezeichnen, zu dem ich neben der Akteur-Netzwerk-Theorie von Latour und Callon eine Reihe weiterer (wenngleich vergleichbarer) Theoriepositionen wie etwa den „*agential realism*“ von Karen Barad (1996: 165, 2003) oder die Theorieansätze von Joseph Rouse (1996, 2002a) und Pickering (1995) zähle. Der Begriff schien mir unverdächtig, weil (a) der Terminus längst in die Debatte eingeführt und mehrfach aufgegriffen worden war, (b) auch Protagonisten der genannten Ansätze wie etwa Rouse (2002b: 62) den Begriff verwenden und (c) ich dem möglichen Mißverständnis entgegen getreten war, bei dem Postkonstruktivismus handle es sich um einen Ansatz, der die Konstruktionsmetapher zur Gänze preisgebe (das Gegenteil ist der Fall, weil den Postkonstruktivisten zufolge unsere Wirklichkeit das Resultat eines Konstruktionsprozesses ist, an dem menschliche und nicht-menschliche Entitäten gleichermaßen beteiligt seien). Holzinger (2009: 521f., Fn. 2) wendet sich gegen diese Begriffsverwendung mit dem Argument, dass der Terminus des Postkonstruktivismus „irreführend“ sei, da er unzutreffende Assoziationen befördere. Um die ge-

nannten neueren Theoriepositionen, die realistische Vorbehalte gegenüber dem Anliegen des Sozialkonstruktivismus anmelden, präziser zu bezeichnen, verwendet er zwei abweichende Begriffe. Durchgängig bedient sich Holzinger zunächst der Vokabel des *Poststrukturalismus* zur Bezeichnung der angegebenen Theorierichtungen. Darüber hinaus legt er Wert auf die Feststellung, dass die angeführten Ansätze ihre Analysen des wissenschaftlichen Feldes mit den Mitteln des *Pragmatismus* betreiben.

Aus meiner Sicht handelt es sich bei den beiden vorgeschlagenen Termini um wenig trennscharfe Begriffe. Damit will ich nicht sagen, dass wir ohne solche Begriffe auskommen – schließlich sind alle Begriffe mit dem „Makel“ der Uneindeutigkeit oder Mehrdeutigkeit behaftet. Die Frage der Trennschärfe ist jedoch eine Frage, deren Beantwortung von dem jeweils relevanten Kontext abhängig ist. Insofern streite ich nicht ab, dass die Verwendung der Begriffe des Poststrukturalismus und des Pragmatismus in zahllosen Debatten und Kontexten von Vorteil ist, weil die Begriffe *dort* einen Unterschied machen. Im Kontext der *hier* interessierenden Theoriedebatte tragen die Begriffe jedoch nichts bei. Dies einfach deshalb nicht, weil beide Lager der theoretischen Kontroverse die genannten Begriffe in ihren Selbstbeschreibungen in Anspruch nehmen. Kurz gesagt: Auch die Ansätze der konstruktivistischen Wissenschaftsforschung sprechen – mehr oder weniger durchgängig – davon, dass ihre Arbeiten sich gleichermaßen einer poststrukturalistischen wie auch pragmatistischen Perspektive bedienen. Um das deutlich zu machen, werde ich kurz auf den Begriff des Poststrukturalismus, anschließend etwas ausführlicher auf den Terminus des Pragmatismus eingehen. Mit dem Begriff des Poststrukturalismus wird zunächst eine von französischen Autoren wie etwa Michel Foucault, Jacques Derrida und Gilles Deleuze ausgehende Theorieströmung bezeichnet, die von den sprachtheoretischen Grundannahmen der strukturalen Linguistik ausgeht, sich jedoch zugleich kritisch gegen bestimmte Annahmen des klassischen Strukturalismus wendet und damit eine Radikalisierung dieses Ansatzes betreibt. Heutzutage hat sich weitgehend eine erweiterte Begriffsfassung durchgesetzt; mittlerweile dient der Begriff zur Bezeichnung eines breiten Feldes sozial- und kulturwissenschaftlicher Ansätze, die einer Hypostasierung und Reifizierung des Strukturbegriffs entgegen treten. Ausgehend von dieser zuletzt genannten Begriffsfassung lassen sich nun auch die verschiedenen Theoriepositionen der konstruktivistischen Wissenschaftsforschung als poststrukturalistische Ansätze begreifen. Diese begreifen Wissenschaft als ein prozessuales Geschehen, das über keine zeitstabilen Strukturen (etwa eine unveränderliche „Logik der Forschung“) verfügt, sondern deren Regeln, Mechanismen und Programme, also Theorien und Methoden, fortlaufend durch soziale Verfahren, etwa solche des Verhandelns, Anpassens, Aushandelns oder Entscheidens bestimmt, reinterpretiert, verändert und damit verschoben werden.

Damit komme ich zu dem Begriff des Pragmatismus. Auch hierzu läßt sich sagen, dass die unterschiedlichen Theorieansätze der konstruktivistischen Wissenschaftsforschung – mehr oder weniger ohne Ausnahme – Wert auf die pragmatische Ausrichtung ihrer konzeptionellen Überlegungen und methodischen Analyseverfahren legen. Von einer prag-

matischen Perspektive läßt sich allein deshalb sprechen, weil die Sozialkonstruktivisten darauf abzielen, die konkrete Wissenschaftspraxis – oder in einer anderen Redeweise: das operative Prozessieren des Wissenschaftssystems – zu analysieren. Dies erklärt, dass es sich bei einer Vielzahl ihrer Arbeiten um Einzelfallstudien handelt, die der wissenschaftlichen Tätigkeit „vor Ort“ nachgehen (ohne dass allerdings die konstruktivistische Wissenschaftssoziologie, man denke etwa an Niklas Luhmanns Beitrag über die Wissenschaft der Gesellschaft, sich in solchen Detailstudien erschöpft). Die Beiträge zu einer Ethnographie des Labors, die ja auch Holzinger unter der Rubrik „Konstruktivismus“ verbucht, wären hier ebenso zu erwähnen wie etwa diskursanalytische Arbeiten über methodische Verfahren der Aufzeichnung und Visualisierung von Forschungsergebnissen oder Studien zur Öffnung und Schließung wissenschaftlicher Kontroversen. Aus meiner Sicht gelangt die konstruktivistische Wissenschaftsforschung bereits in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts zu einer Reihe pragmatischer Einsichten, die Holzinger (2009: 525) gerne auf der Seite der von ihm favorisierten neueren Realismuskonzeptionen verbuchen möchte: etwa dass wissenschaftliches Arbeiten kein kontemplatives Erfassen, sondern ein aktives Eingreifen erfordert (die Zuschauertheorie der Beobachtung also abgelehnt wird) oder dass Experimente gegenüber Theorien keine nachgeordnete Position einnehmen (also ausschließlich der Überprüfung von theoretischen Hypothesen dienen würden). Vor allem möchte ich jedoch deshalb von einem pragmatistischen Theoriedesign der konstruktivistischen Wissenschaftssoziologie sprechen, weil dadurch die fragwürdigen Alternativen von Theorie und Praxis, von Erkenntnis und Sozialität (und zugleich damit: die Dichotomie von Wahrheitserkenntnis und Konstruktion), die zentrale Prämissen sowohl der klassischen Epistemologie als auch der normativen Wissenschaftstheorie bilden, zurückgewiesen werden.

Ich gehe deshalb ausführlicher auf den Begriff des Pragmatismus ein, weil auch der Neutralismus, also die theoretische Position, mit deren Mittel ich eine Neubeschreibung des Sozialkonstruktivismus vornehme, ein pragmatistisches Selbstverständnis aufweist. Richard Rorty und Arthur Fine begreifen sich explizit als Neopragmatisten, und auch Donald Davidson hat, im Anschluß an eine Diskussion mit Rorty, die Zuschreibung akzeptiert, dass seine Konzeption auf einen pragmatistischen Wahrheitsbegriff hinauslaufe. Der Neutralismus vertritt, wie angedeutet, eine Position jenseits von Realismus und Antirealismus. Insofern geht es ihm nicht um eine Fortführung der Realismusdebatte und auch nicht um „eine Lösung der Realismusproblematik“ (Holzinger 2009: 525), sondern um die *Verabschiedung* einer Fragestellung, die Realisten und Antirealisten gleichermaßen umtreibt, nämlich die Frage, ob „die Dinge“, von denen wir sprechen, auch ohne unser Zutun, also *an sich* oder allein *für uns* existieren. Das Ziel des Neutralismus besteht deshalb in der Ausarbeitung eines Beschreibungsvokabulars, das auf Anleihen bei realistischen und antirealistischen Positionen gänzlich verzichtet. Dieses Grundanliegen des Neutralismus verdankt sich, dies gilt es hervorzuheben, keinem sinnkritischen, sondern einem pragmatischen Interesse. Es wird also nicht behauptet, dass die Debatte zwischen Realisten und Antirealisten sinnlos oder sinnleer sei, dass man dieser Kontroverse und

den dabei vorgetragenen Argumenten somit keinen verständlichen Sinn abgewinnen könne.² Offensichtlich ist das Gegenteil der Fall, wie die zahllosen Kontroversen zwischen den Befürwortern des Realismus und ihren Gegenspielern aus dem Lager des Antirealismus zeigen (auch wenn sich die Kontrahenten nicht, im anspruchsvollen Sinn einer Konsensustheorie der Wahrheit, einvernehmlich verständigen). Behauptet wird vielmehr, dass die Realismusdebatte eine Debatte ohne Wert sei, insbesondere dass aus ihr kein praktischer Nutzen für die Fachwissenschaften resultiere. Bei der Kontroverse zwischen Realisten und Antirealisten handle es sich um eine *metawissenschaftliche* Debatte, die für einzelwissenschaftliche Disziplinen wie Physik, Chemie, Biologie oder Geologie – und damit auch: für die Soziologie – schlicht irrelevant sei. Interessanterweise können die naturwissenschaftlichen Disziplinen auch ganz gut auf eine Beteiligung an der Realismusdebatte verzichten, ohne dass ihre fachwissenschaftliche Arbeit darunter leiden würde. Die Beobachtung, dass einzelne Naturwissenschaftler, etwa im Vorwort ihrer Lehrbücher, dann doch eine realistische Lesart (aber mitunter auch: eine instrumentalistische Lesart im Sinne des Antirealismus) der nachfolgenden Ausführungen vertreten, bildet keinen Einspruch zu dieser Aussage. Die realistische Deutung liefert keinen Beitrag für die Aufrechterhaltung – oder umgekehrt: die Zurücknahme – fachwissenschaftlicher Aussagen. Diese lassen sich allein im Rekurs auf weitere fachwissenschaftliche Aussagen (einschließlich empirischer Beobachtungsdaten oder experimenteller Befunde) stützen.

Die Aussage, dass die Realismusdebatte zur Klärung fachwissenschaftlicher Fragen nichts beitrage, meint freilich nicht, dass in den Einzelwissenschaften Aussagen über die Existenz von Objekten (also Aussagen wie „es gibt Mesonen“ oder „es existieren schwarze Löcher“) sowie Tatsachenbehauptungen keine Rolle spielten. Holzinger (2009: 523) glaubt, mir auch die zweite der beiden genannten Thesen zuschreiben zu können. Ich hatte jedoch das genaue Gegenteil behauptet (Kneer 2009: 12f.). Aus meiner Sicht gehört die Aufstellung bzw. Klärung von Existenz- und Tatsachenbehauptungen geradezu zum Alltagsgeschäft der wissenschaftlichen Fachdisziplinen. Insofern bestreite ich nicht, dass sich die Wissenschaften stets auch, wenn man so sagen will, mit der Frage nach „der Wirklichkeit“ (im Sinne der Ermittlung bzw. Verifikation/Falsifikation von Existenzannahmen und Tatsachenbeschreibungen) befassen. Diese fachwissenschaftliche Auseinandersetzungen über Fragen etwa der physikalischen, chemischen oder sozialen Wirklichkeit

² Aufgrund dieser pragmatistischen Vorbehalte unterscheidet sich auch die Kritik der Neutralisten an der Realismusdebatte von älteren Formen der Zurückweisung der Kontroverse von Realisten und Antirealisten, wie sie sich etwa beim (frühen) Wittgenstein, Carnap oder bei vielen (weiteren) Vertretern der positivistischen Wissenschaftstheorie finden. Diese hatten den Realismusstreit als sinnlose bzw. sinnleere Scheindebatte kritisiert, da sich Antworten auf die Frage nach der Unabhängigkeit der realen Außenwelt nicht mit den empirischen Mitteln der Einzelwissenschaften verifizieren ließen. So heißt es bei Carnap (2004: 35): „Die Wissenschaft kann in der Realitätsfrage weder bejahend noch verneinend Stellung nehmen, da die Frage keinen Sinn hat.“

unterscheiden sich jedoch deutlich von der philosophischen Realismuskontroverse. Wie die meisten Beteiligten an der zuletzt genannten Debatte übersieht auch Holzinger eine folgenreiche Äquivokation des Wirklichkeitsbegriffs. In den Fachwissenschaften signalisiert die Verwendung des Wirklichkeitsbegriffs, dass Debatten über strittige Wissensbehauptungen (einschließlich von Behauptungen, die Existenzannahmen oder Tatsachenunterstellungen vorbringen) einen vorläufigen Abschluss gefunden haben. Von einem vorläufigen Abschluss lässt sich sprechen, weil derartige Annahmen und Behauptungen stets unter einem grundsätzlichen Fallibilitätsvorbehalt stehen. Es wird also nicht ausgeschlossen, dass sich etwa Annahmen bezüglich der Existenz bestimmter Entitäten in Zukunft als falsch herausstellen können (und wie ein Blick auf die Wissenschaftsgeschichte zeigt, vielfach solche Existenzbehauptungen – man denke nur an die Annahme bezüglich der Realität eines spezifischen Lichtäthers – revidiert oder gänzlich fallengelassen wurden). Die erneute Überprüfung und damit gegebenenfalls: die Revision bzw. Falsifikation dieser Existenzbehauptungen bildet jedoch ebenfalls einen (unverzichtbaren) Bestandteil des Kerngeschäfts der einzelwissenschaftlichen Disziplinen. Das besagt zugleich, dass die Zurücknahme solcher Existenzannahmen allein im Rekurs auf die entsprechenden fachwissenschaftlichen Mittel zu bewerkstelligen ist, etwa indem neue Prüf- und Nachweisverfahren konzipiert und realisiert, zusätzliche Beobachtungsdaten angeführt, ältere empirische Befunde theoretisch reinterpretiert (und somit weitere Änderungen im holistischen ‚Raum‘ des fachwissenschaftlichen Wissens vorgeschlagen) werden.

In der philosophischen Realismusdebatte geht es jedoch um etwas ganz Anderes. Dies zeigt sich schon daran, dass sich die Beteiligten an *dieser* Kontroverse zu fachwissenschaftlichen Fragen (einschließlich Fragen bezüglich der Aufrechterhaltung bzw. Revision einzelwissenschaftlicher Existenzaussagen bzw. Tatsachenbehauptungen) *nicht* äußern. Im Gegensatz zu Physikern sind also weder die Befürworter des philosophischen Realismus noch ihre Kontrahenten aus dem Lager des Antirealismus, wenn sie sich etwa zum Wirklichkeitsstatus von atomaren oder subatomaren Elementarpartikeln äußern, ausgewiesene Experten im Umgang mit Nebelkammern oder Teilchenbeschleunigern – und sie brauchen es ihrem Selbstverständnis nach auch nicht zu sein. Dies deshalb, weil die konzeptionellen Vorschläge, die sie vorbringen, nicht auf bestimmten Atommodellen oder quantentheoretischen Annahmen basieren, sondern auf wahrheits-, erkenntnis- und bedeutungstheoretischen Überlegungen. Generell geht es den Befürwortern des Realismus also nicht darum, die fachwissenschaftlichen Wirklichkeitsdarstellungen gegenüber möglichen Falsifikationsvorbehalten zu verteidigen. Ein solches Anliegen würde das Einlassen auf die einzelwissenschaftlichen Debatten erfordern, würde etwa verlangen, die strittige Existenzbehauptung mit weiteren theoretischen, methodischen und/oder empirischen Erwägungen bzw. Befunden zu belegen. In den Ausführungen der Realisten findet sich jedoch nichts Entsprechendes. Und den Protagonisten des Antirealismus geht es nicht darum, die fachwissenschaftlichen Wirklichkeitsbeschreibungen zu falsifizieren oder zu

widerlegen.³ Beide Seiten der philosophischen Realismusdebatte akzeptieren vielmehr die anerkannten Ergebnisse der einzelwissenschaftlichen Forschung.⁴ Diese Ergebnisse bilden die gemeinsame Kernposition im Sinne Fines (1996) in der Debatte zwischen Realisten und Antirealisten. Deren Kontroverse betrifft eine andere Frage. Diese resultiert daraus, dass sie dem gemeinsamen Ausgangspunkt, also der Kernposition, jeweils eine divergierende Lesart hinzufügen: auf Seiten der Realisten die Annahme, dass es die fachwissenschaftlich behaupteten Objekte auch *unabhängig* von diesen Behauptungen tatsächlich *dort draußen* in der Wirklichkeit gibt, auf Seiten der Antirealisten die Auffassung, dass die behaupteten Entitäten keineswegs *an sich*, sondern nur *für uns* existieren, sich somit unseren epistemischen und semantischen Konstitutionsleistungen verdanken. Ausgehend von dem Gesagten schlagen die Neutralisten vor, die philosophische Realismusdebatte, die der Frage nachgeht, ob ‚die Wirklichkeit‘ *prinzipiell* von unseren Beschreibungsvokabularen unabhängig oder abhängig ist, schlicht auf sich beruhen zu lassen. Dies deshalb, weil es sich aus ihrer Sicht hierbei, mit den Worten von Rorty (2003: 105), um eine „witzlose“ Debatte handelt, aus der keine Konsequenzen für die wissenschaftliche Arbeit in den Einzeldisziplinen resultieren. Diesen Vorschlag würde ich ergänzen mit der Auffassung, dass auch eine soziologische – und somit fachwissenschaftliche – Analyse der wissenschaftlichen Praxis bzw. des Wissenschaftssystems (die doch das Ansinnen so-

³ Der Anspruch einer Widerlegung ist nach Auskunft etwa von Bas van Fraassen oder Larry Laudan, um zwei dezidierte Vertreter eines wissenschaftstheoretischen Antirealismus anzuführen, allein schon deshalb verfehlt, weil auch aus ihrer Sicht anerkannte wissenschaftliche Theorien durchaus empirisch adäquat seien. Empirische Adäquatheit meine jedoch nicht, so van Fraassen (1980), dass die von den Theorien verwendeten Grundbegriffe allesamt reale Entitäten „dort draußen“ referierten, sondern nur, dass die Theorien bezüglich des (derzeit) empirisch beobachtbaren Ausschnitts der Wirklichkeit wahr seien. Und Laudan (1981) ergänzt: Viele bedeutende wissenschaftliche Theorien (wie die Äthertheorien des Elektromagnetismus, die Phlogistontheorie in der Chemie oder die Stofftheorie der Wärme), die lange Zeit als empirisch erfolgreich galten, würden aus heutiger Sicht keine realen Entitäten bezeichnen; und umgekehrt hätten eine Vielzahl von Theorien (wie die Atomtheorie der Materie oder die Wellentheorie des Lichts), die wir heute auch mit Blick auf die verwendeten Theorieterme als wahr anerkennen, längere Zeit nicht als empirisch erfolgreich gegolten.

⁴ Zu dem gleichen Ergebnis gelangt Paul Horwich (1992: 71f.) bei seinen Ausführungen zum Kriterium der Unabhängigkeit, das die Lager der Realisten und Antirealisten voneinander trennt. „Nun gibt es einen einigermaßen klaren Sinn von ‚unabhängig‘, dem zufolge einige Tatsachen offensichtlich von unserer Existenz und unserem Denken unabhängig sind und einige andere offensichtlich nicht. ‚Wenn es keine Menschen gäbe, würde Disneyland nicht existieren, doch Schnee wäre trotzdem weiß‘ ist eine Ansicht, die die Vertreter fast aller antirealistischer Positionen teilen würden. Genau wie im Fall von ‚Es gibt Gene und Elektronen‘ versuchen die alternativen Positionen nicht, solche Überzeugungen in Frage zu stellen, sondern ihnen abweichende Deutungen zu geben.“

wohl der Konstruktivisten als auch der Postkonstruktivisten darstellt) ganz gut ohne Rekurs auf die Realismusdebatte auskommt.

Nur an einer Stelle kommt Holzinger in seinen Ausführungen dem nahe, worum es mir bei meinen Bemerkungen zum Neutralismus eigentlich ging. Und zwar dort, wo er die Frage stellt, warum die Realismusdebatte überhaupt geführt werde (Holzinger 2009: 526). Allerdings unterscheiden sich unsere Antworten beträchtlich. Holzinger (ebd.) zufolge ist es „die antirealistische Stoßrichtung“, die den Grundsatzstreit auf die Agenda setzt. Diese Einschätzung führt ihn dazu, wie gesehen, eine „Korrektur“ des antirealistischen Programms mit Hilfe neuerer Realismuskonzeptionen vorzunehmen. Aus meiner Sicht verdanken sich seine Überlegungen dem gleichen fundamentalistischen Anliegen, das Realisten und Antirealisten miteinander teilen. Beiden Positionen geht es darum, einen letzten Einheitsgrund unseres Wissens dingfest zu machen, wobei sie entweder, wie die Realisten, auf die „Dinge dort draußen“ oder aber, wie die Antirealisten, auf „unsere Beschreibungen der Dinge“ verweisen. Beide Seiten bedienen sich, nach der Einschätzung Davidsons (1990: 270), eines (dritten) Dogmas des Empirismus, nämlich der Annahme einer Dualität von Schema und Inhalt. Dieses Dogma suggeriert, wir könnten gleichsam zwischen Sprache und Wirklichkeit, zwischen System und Umwelt treten, um zu entscheiden, welche Zutaten von außen vorgegeben sind (der uninterpretierte Inhalt) bzw. von uns beigefügt werden (unsere Schemata). Eine solche Beobachtungsposition ist jedoch nicht zu haben. Nach Auskunft des Neutralismus wird der Streit zwischen Realismus und Antirealismus gegenstandslos, sobald der Dualismus von Schema und Inhalt – und damit das Ansinnen einer erkenntnis- und bedeutungstheoretischen *Begründung* der Wissenschaften – ohne Rest preisgegeben werde.⁵ Macht man sich die Auffassung des

⁵ Aus meiner Sicht orientiert sich die Debatte zwischen Realisten und Antirealisten an einem begründungstheoretischen Fundamentalismus, der auf eine kognitive Normierung des Wissenschaftssystems abzielt. Hierbei bedient man sich u.a. der Mittel der klassischen Epistemologie: Gefragt wird, was die Wissenschaft überhaupt erkennen kann und zugleich damit: was sie nicht erkennen kann. Ein ähnliches Anliegen liegt bedeutungstheoretischen Überlegungen zugrunde, die danach fragen, über welche Dinge und Sachverhalte die Wissenschaft sinnvolle Aussagen treffen kann und zugleich damit: worüber sie besser schweigen sollte. Und schließlich wären forschungslogische Überlegungen zu nennen, die anzugeben versuchen, welche methodischen Vorgehensweisen, inhaltlichen Deutungsangebote und konzeptionellen Erklärungsmodelle überhaupt den Ansprüchen strenger Wissenschaftlichkeit gerecht werden. Schwierigkeiten erwachsen dem begründungstheoretischen Fundamentalismus allein aus der Beobachtung, dass die Wissenschaft diesen philosophischen bzw. metawissenschaftlichen „Normierungen“ keine besondere Beachtung geschenkt hat. Aus Sicht der Neutralisten erweist sich der Anspruch einer epistemologischen, bedeutungstheoretischen oder forschungslogischen *Begründung*, die auf eine zeitstabile Festlegung der kognitiven Reichweite der Wissenschaft abzielt, als verfehlt. Luhmann gelangt zu einer ähnlichen Einschätzung, wenn er die Wissenschaftstheorie als internes Reflexionsangebot des Wissenschaftssystems begreift, das dem Anspruch auf eine vollständige Begründung nicht gerecht werde (weil Wissenschaftstheorien an der Autopoiesis des Wissenschaftssystems mitwirken und

Neutralismus zu eigen, dann wird man bezweifeln, wovon Holzinger offenbar überzeugt ist, nämlich dass die Soziologie selbst Stellung zur Realismusfrage zu beziehen habe (ein solcher „Zwang“ existiert nur im Kontext eines bestimmten Beschreibungsvokabulars, das sich dem Dualismus von begrifflichem Schema und vorgängigem Inhalt verpflichtet weiß). Und ebenso wird man die Annahme bezweifeln, die Holzinger von Latour übernimmt, nämlich dass die Soziologie, etwa mittels der konkreten Analyse der Wissenschaftspraxis, einen gehaltvollen Beitrag zur Klärung des Streits zwischen Realismus und Antirealismus leisten könne bzw. solle (weil diese metawissenschaftliche Debatte weder für die einzelwissenschaftliche Tätigkeit noch für ein Verständnis dieser Praxis einen pragmatischen Nutzen verspricht).

III. Die Widerständigkeit der Dinge

Die vorstehenden Ausführungen haben verschiedene Ausgangspunkte und Annahmen, die in der Debatte zwischen Sozialkonstruktivisten und Postkonstruktivisten verhandelt werden, genauer erläutert, ohne jedoch die These, um die es in der Kontroverse zwischen Holzinger und mir eigentlich geht, ausführlicher zu thematisieren. Gemeint ist die Auffassung, dass der Sozialkonstruktivismus in Einklang steht mit der Position des pragmatistischen Neutralismus, also eines Ansatzes, der Distanz sowohl zu den Prämissen des Realismus wie des Antirealismus wahrt. Eine sorgfältige Diskussion dieser These verlangt, auch die beiden Einschränkungen zu notieren, die ich bei der Ausarbeitung der genannten Auffassung vorgenommen habe. Ich verkenne keineswegs, dass viele Befürworter des Sozialkonstruktivismus nicht nur an die ältere Realismusdebatte anknüpfen, sondern ausdrücklich für eine der beiden Seiten der Unterscheidung von Realismus und Antirealismus optieren. Ebenso wenig streite ich ab, dass die sozialkonstruktivistische Wissenschaftsforschung mitunter, sei es explizit oder zumindest implizit, massive Anleihen bei antirealistischen Prämissen vornimmt. Aus meiner Sicht verfehlen jedoch beide Optionen bzw. Strategien, zu denen etwa auch, wie angedeutet, Collins sowie Yearley einerseits und Bloor andererseits greifen, das Ziel, ein angemessenes, d.h. argumentativ tragfähiges Selbstverständnis des Sozialkonstruktivismus zu formulieren. Meines Erachtens erweist sich das Vorhaben, die konzeptionelle Ausrichtung der konstruktivistischen Wissenschaftsforschung im Rekurs auf die Realismusdebatte zu erläutern, insgesamt als wenig tauglich – und dies unabhängig davon, ob dabei realistische oder antirealistische Überlegungen vorgebracht werden. Um eine stringendere Lesart des Sozialkonstruktivismus auszuarbeiten, habe ich mich deshalb der Position des pragmatistischen Neutralismus bedient. Dabei war mir wichtig, mit der konstitutions- und der institutionstheoretischen

ihre eigenen beobachtungsleitenden Unterscheidungen dabei als blinden Fleck mitführen, d.h. im Moment der Beobachtung nicht unterscheiden und damit beobachten können).

Fassung zwischen zwei Versionen des Sozialkonstruktivismus zu unterscheiden – eine Unterscheidung, die bei Holzinger unerwähnt bleibt –, dies deshalb, weil meiner Einschätzung zufolge allein die Variante der institutionstheoretischen Wissenschaftssoziologie im Einklang steht mit den konzeptionellen Annahmen des Neutralismus. Insofern ging es mir nicht um eine erneute Darstellung der „Geschichte des Sozialkonstruktivismus“ (Holzinger 2009: 522), sondern um eine Rekonstruktion zentraler Argumentationsstränge der konstruktivistischen Wissenschaftssoziologie mit dem Ziel, aus der Perspektive der neutralen Position anschlussfähige Überlegungen zu sondieren und weniger tragfähige Argumente zurückzuweisen. Dabei handelt es sich bei der vorgeschlagenen Unterscheidung zwischen den zwei Lesarten des Sozialkonstruktivismus um eine idealtypische Unterscheidung. Eine Reihe von Ansätzen der konstruktivistischen Wissenschaftsforschung machen gleichermaßen Gebrauch von konstitutions- wie institutionstheoretischen Überlegungen, ohne zwischen den beiden Lesarten der Auffassung einer Wirklichkeitskonstruktion (und damit zwischen divergierenden, aus meiner Sicht unvereinbaren Theorievorschlägen) zu unterscheiden. Aus diesem Grund liegt auch kein Widerspruch vor, wenn ich einerseits behaupte, dass sich bei mehreren Befürwortern des Sozialkonstruktivismus, etwa bei Luhmann, Vorschläge für eine genauere Ausarbeitung des institutionstheoretischen Programms finden lassen, ich andererseits jedoch einzelne Überlegungen dieser Autoren kritisiere, weil sie sich hier den fragwürdigen Prämissen der konstitutionstheoretischen Fassung bedienen.

Kurz halten kann ich meine Ausführungen zum *konstitutionstheoretischen* Sozialkonstruktivismus. Mit dem Begriff der Wirklichkeitskonstruktion ist in dieser Lesart der Vorgang einer sozialen Produktion bzw. Fabrikation der Erfahrungswirklichkeit mittels autonomer Begriffsschemata gemeint. Aus Sicht des Neutralismus bedient sich diese Rede-weise des kritisierten Dualismus von Schema und Inhalt, folgt also der irreführenden Annahme eines sozialen (sprachlich bzw. zeichenhaft verfassten) Ordnungssystems, das jeglicher Realität voraus liege und diese überhaupt erst strukturiere, forme, konstituiere. Davidson und Rorty zufolge ist eine solche Auffassung jedoch nicht haltbar. Aus ihrer Perspektive ist es verfehlt, von einer vorgängigen sozialen Praxis zu sprechen, die erst im nachhinein eine weltliche Dimension gewinne. Zeichen und Welt, System und Umwelt sind immer schon *kausal* miteinander verknüpft. Wir bekommen es niemals mit einer welt- und objektunabhängigen sozialen Praxis zu tun, sondern mit einer strukturierten Praxis des sozialen Zeichengebrauchs, die fortlaufend in kausalen Wechselwirkungen mit der Welt der Dinge und Objekte steht. In aller Kürze lässt sich deshalb sagen, dass auch der Neutralismus die genannte Auffassung einer vorgängigen sozialen Praxis, die allein aus sich heraus die Wirklichkeit systematisiert bzw. ordnet, als Spielart des Antirealismus kritisiert. Anders als bei Holzinger, der den Antirealismusvorwurf gegenüber dem Sozialkonstruktivismus insgesamt vorbringt, richten sich die Vorbehalte des Neutralismus jedoch allein gegen die Lesart des konstitutionstheoretischen Konstruktivismus.

Anders stellt sich die Situation mit Blick auf den *institutionstheoretischen* Sozialkonstruktivismus dar. Darunter verstehe ich ein empirisches Forschungsprogramm, das darauf abzielt, die sozialen Prozesse der Herstellung, Durchsetzung und Verfestigung wissenschaftlichen Wissens zu analysieren. Mit dieser Formulierung ist angedeutet, dass der institutionstheoretische Ansatz den Begriff der Wirklichkeitskonstruktion in einer abweichenden Lesart verwendet. Der Begriff bezeichnet nicht länger, wie im konstitutionstheoretischen Antirealismus, die Formung der Erfahrungswirklichkeit mittels autonomer Begriffsschemata, sondern die kommunikative Etablierung wissenschaftlicher Wissensordnungen. Wirklichkeitskonstruktion meint in dieser Version Vorgänge der Produktion, Aushandlung, Darstellung, Verbreitung und institutionellen Härtung wissenschaftlichen Wissens, das auf diese Weise soziale Verbindlichkeit erlangt und mit den Worten von Peter Berger und Thomas Luckmann (1969: 3) zu „außer Frage stehender ‚Wirklichkeit‘ gerinnt“. Anders formuliert: Der institutionstheoretische Sozialkonstruktivismus gibt keine Auskunft darüber, wie bestimmte Entitäten (gemeint sind soziale Kommunikationen) andere Entitäten (in diesem Fall: materiale Dinge) formen, strukturieren oder gar hervorbringen, überhaupt macht er keine Aussagen zum Zusammenwirken von unserem Wissen und einer an-sich-existierenden Wirklichkeit, sondern er beschreibt, wie das Wissenschaftssystem von Operation zu Operation fortschreitet, also Wissen aus Wissen produziert. Bereits seinerzeit hatte ich darauf hingewiesen, dass mit dieser institutionstheoretischen Lesart des Konstruktionsbegriffs der Dualismus von begrifflichem Schema und uninterpretiertem Inhalt, ganz im Sinne des pragmatistischen Neutralismus, aufgekündigt wird. Zwei Punkte waren und sind mir dabei wichtig:

(1) Die institutionelle Verfestigung wissenschaftlichen Wissens vollzieht sich durch Prozesse des kommunikativen Argumentierens, Geltendmachens, Rechtfertigens, Aushandelns, Zustimmens und (gegebenenfalls) fraglosen Akzeptierens, stellt somit ein genuin soziales Geschehen dar. Zur genaueren Darstellung dieser Vorgänge erweist sich Luhmanns Begriff der *operativen* Geschlossenheit als hilfreich. Dieser besagt, dass die Produktion und Verfestigung wissenschaftlichen Wissens nur zirkulär, allein im rekursiven Vor- und Rückgriff auf weiteres wissenschaftlichen Wissens erfolgen kann. Diese Auffassung einer basalen Selbstreferentialität des Wissenschaftssystems stellt m.E. eine systemtheoretische Reformulierung von Davidsons und Rortys Kritik am uninterpretiertem Inhalt dar. Als operativ geschlossenem System bleibt der Wissenschaft ein unmittelbarer Zugriff auf das „Gegebene“ verwehrt; das Einzige, was als Grund wissenschaftliches Wissens angeführt werden kann, ist weiteres wissenschaftliches Wissen.

(2) Die Wissenschaft stellt keine solipsistische Einrichtung dar, die allein aus sich heraus, ohne kausalen Einfluss der Umwelt, wissenschaftliches Wissen produzieren würde. Operative Geschlossenheit meint keineswegs kausale Abgeschlossenheit. Insofern ist es auch verfehlt, die beobachtungsleitenden Unterscheidungen, an denen sich die Wissenschaft orientiert, als vorgängige (weltunabhängige) Schemata der Erfahrungs- und Wissenskonstitution zu begreifen. Die These der operativen Geschlossenheit des Wissenschaftssys-

tems schließt also nicht aus, sondern setzt umgekehrt voraus, dass neben internen Faktoren stets auch externe Kausalursachen an Vorgängen der Produktion und Verfestigung wissenschaftlichen Wissen mitwirken.

Ausgehend von dem Gesagten lassen sich die Vorbehalte und Bedenken zurückweisen, die Holzinger gegenüber der konstruktivistischen Wissenschaftsforschung und insbesondere gegenüber der Systemtheorie vorbringt. Der institutionstheoretische Sozialkonstruktivismus leugnet nicht die „Eigenständigkeit nicht-sozialer Entitäten“ (Holzinger 2009: 524). Dies kann schon deshalb nicht sein, weil die Systemtheorie (ebenso wie Holzinger konzentriere ich mich im Folgenden auf den Ansatz des systemtheoretischen Konstruktivismus) neben sozialen Systemen eine Vielzahl weiterer Einheiten wie Maschinen, Organismen, psychische Systeme etc. als eigenständige Systeme bzw. Systemtypen in der Umwelt des Gesellschaftssystems begreift. Ferner wird die materiale Umwelt nicht als „willkürliches Fabrikat“ (ebd.: 526) sozialer Systemoperationen konzipiert. Als autopoietische Einheiten stellen soziale Systeme sämtliche Komponenten (Elemente, Prozesse, Strukturen), aus denen sie bestehen, in einem rekursiven Reproduktionsprozess selbst her. Doch sie fabrizieren nicht ihre materiale Umwelt. Behauptet wird vielmehr, dass soziale Systeme zur Fortsetzung ihrer Autopoiesis darauf angewiesen sind, ihre internen Operationen, Prozesse und Strukturen von einer systemexternen Umwelt zu *unterscheiden*. Auch wäre es falsch, hieraus den Schluss zu ziehen, dass damit „dem Sozialen eine Sonderrecht“ (ebd.: 524) eingeräumt werde. Die Umwelt des Systems ist nicht weniger wichtig als das System selbst; insofern bildet der Begriff der Umwelt auch keine Art Restkategorie (vgl. Luhmann 1984: 243). Und schließlich wird keineswegs bestritten, dass „komplexe Systeme aus mehreren Wirkursachen bestehen als nur aus sozialen Tatsachen“ (Holzinger 2009: 532) oder besser: dass eine unüberschaubare Vielzahl von systeminternen und systemexternen Kausalursachen am Zustandekommen der Systemoperationen mitwirken. Soziale Systeme verfügen nicht über alle Ursachen, die zur Selbstreproduktion erforderlich sind. Im Gegensatz zum konstitutionstheoretischen Konstruktivismus erhebt der institutionstheoretische Konstruktivismus, wie ich an früherer Stelle deutlich zu machen versucht hatte, deshalb auch keinen Vollständigkeitsanspruch (im Sinne der Erfassung sämtlicher Wirkursachen). Davon nimmt Holzinger freilich keine Notiz; seine Kritik, dass der Sozialkonstruktivismus „alles an Wissenschaft durch soziale Kategorien zu erklären“ (Holzinger 2009: 527) versuche, ist zudem unzureichend, weil hier nicht sorgfältig zwischen den Ansprüchen auf Universalität und Vollständigkeit unterschieden wird. Der Sozialkonstruktivismus erhebt einen Universalitätsanspruch, also den Anspruch, alles wissenschaftliche Wissen zu erklären, also neben naturwissenschaftlichem Wissen etwa auch sozial-, kultur- und geisteswissenschaftliches Wissen. Dies ist je-

doch etwas anderes als der Anspruch auf eine Kompletterfassung sämtlicher Systemursachen.⁶

Eine kurze Bemerkung zur kausalen Offenheit sozialer Systeme rundet das Gesagte ab. Aus Sicht der Systemtheorie sind soziale Systeme operativ geschlossene, kausal jedoch offene Einheiten. Als operativ geschlossenes System kann die Wissenschaft keine externen Einheiten (das „Gegebene“) importieren, sondern ist darauf angewiesen, wissenschaftliches Wissen eigenständig, also entlang selbst erarbeiteter Vorgaben (Theorien, Methoden) zu produzieren. Insofern akzeptiert die Wissenschaft allein solches Wissen, das vom System selbst hergestellt, überprüft, getestet worden ist. Als kausal offenes System kann sich die Wissenschaft externen Einflüssen aus der Umwelt nicht entziehen. Wichtig dürfte der Hinweis sein, dass im Kontext der Theorie autopoietischer Systeme, wenn von System-Umwelt-Relationen die Rede ist, allein derartige Kausalzusammenhänge (und keine Input- oder Output-Beziehungen) gemeint sind. Dies ist mir deshalb wichtig, weil der pragmatistische Neutralismus mit einem ganz ähnlichen Theoriemodell arbeitet. Auch aus Sicht von Davidson und Rorty handelt es sich bei den Beziehungen, die zwischen der Sprache und den Dingen, zwischen Wissenschaft und externer Umwelt vermitteln, ausschließlich um kausale Relationen. Abweichenden Modellen, die neben kausalen Zusammenhängen weitere Verknüpfungsformen vorsehen, wird eine Absage erteilt. Auf Kritik stößt zunächst die Annahme von *Korrespondenzbeziehungen*: Wissenschaftliches Wissen repräsentiert nicht Dinge und Gegenstände im Sinne einer schlichten Widerspiegelungstheorie, produziert also keine internen Stellvertreter externer Objekte. „Das heißt, wir deuten Überzeugungen nicht als Abbilder der Realität, sondern als Werkzeuge zum Umgang mit der Wirklichkeit, als Bestimmungen, die angeben, wie in Reaktion auf bestimmte Eventualitäten zu handeln ist. Nach dieser Auffassung brauchen wir uns zum Beispiel nicht mehr um die Frage zu kümmern, ob die Physik mit der Struktur der Welt in ihrem Ansichsein oder nur mit der Welt als Erscheinung übereinstimmt, denn wir haben den Gedanken fallengelassen, wonach die Physik mit etwas *übereinstimmt*. Die

⁶ Holzinger muss sich den Vorwurf gefallen lassen, dass er schlicht die entsprechende Literatur des Sozialkonstruktivismus nicht zu Kenntnis nimmt. So betont Luhmann explizit die Mitwirkung von sozialen *und* nicht-sozialen Faktoren am Zustandekommen wissenschaftlichen Wissens; dies dient ihm zugleich als Ausgangspunkt, um die fragwürdigen Prämissen des – in meiner Begrifflichkeit – konstitutionstheoretischen Konstruktivismus zurückzuweisen. „Es genügt nicht, von der (unbestreitbaren) Mitwirkung bestimmter (sprachlicher, psychologischer, sozialer) *Ursachen* am Zustandekommen von Erkenntnis auszugehen und daraus zu schließen, daß das *Resultat* Erkenntnis nichts anderes ist als eine (entsprechend: sprachliche oder psychische oder soziale) Konstruktion. Der Schluß ist schon rein logisch nicht stichhaltig. Wer von bestimmten Ursachen auf ‚Erkenntnis ist Konstruktion‘ schließt, kann sich nicht gegen den Einwand wehren, daß auch andere Ursachen mitwirken (zum Beispiel Realitätskontakt) und daß die angegebenen Ursachen nicht alles erklären können (zum Beispiel nicht die Übereinstimmung der Beobachter).“ (Luhmann 1990: 511)

Frage, ob das Firmament eine Gestalt hat, bei der sich die Sonne in der Mitte befindet, wird gleichbedeutend mit der Frage, ob Ptolemäus oder Kopernikus derjenige ist, der uns besseres Werkzeug zur Meisterung der Welt an die Hand gibt.“ (Rorty 1993: 60) Ebenso wird die Annahme von *Konstitutionsbeziehungen* zurückgewiesen. Die Wissenschaft strukturiert, formiert, systematisiert nicht „die Wirklichkeit“, auch konstituiert sie, wie gesehen, keine materialen Dinge und Objekte, sondern sie produziert in einem rekursiven Prozeß wissenschaftliches Wissen aus wissenschaftlichem Wissen.⁷

Es steht noch aus, Holzingers Hinweis auf die Widerständigkeit der Dinge genauer zu diskutieren. Seine Ausführungen suggerieren mitunter den Eindruck, dass allein ein solcher Hinweis (oder gar der Verweis auf die Relevanz materialer Dinge) ausreichen würde, um die Defizite bzw. Irrtümer des Sozialkonstruktivismus aufzudecken. Wenn es so einfach wäre, die ganze Debatte hätte sich schon längst erledigt. Doch niemand bestreitet die These einer „Widerspenstigkeit“ bzw. „Hartnäckigkeit“ der Dinge (wie ja auch niemand

⁷ Wenngleich die vorstehenden Überlegungen sich mehrfach an den Ausführungen Luhmanns orientiert haben, so bleibe ich bei meiner Einschätzung, dass sich Luhmann bei seinem „Zweifrontenkrieg“ gegen Realismus und Antirealismus mitunter auf eine der beiden Seiten – und hier: auf der Seite des Antirealismus – positioniert hat. Aus dieser Beobachtung würde ich, anders als Holzinger, jedoch nicht den Schluss ziehen, dass der Sozialkonstruktivismus insgesamt den Prämissen des Antirealismus folgt. Vielmehr würde ich von einem sporadischen Rückgriff auf antirealistische Annahmen des konstitutionstheoretischen Sozialkonstruktivismus sprechen, der sich bei konsequenter Ausarbeitung der institutionstheoretischen Lesart im Sinne der Neutralismus leicht vermeiden lässt. So etwa, wenn bei Luhmann (1990: 516) davon die Rede ist, dass das Wissenschaftssystem „die Autopoiesis fortsetzt in einer Umwelt, die man nicht erkennen, sondern eben nur ‚konstruieren‘ kann“. Umwelt gilt in dieser Aussage als Formel für eine unerkennbare *Wirklichkeit an sich* – ein Begriff, der mit der Verabschiedung der Realismusdebatte (also mit der Preisgabe der Unterscheidung zwischen den Dingen für uns und den Dingen selbst) hinfällig wird. Der Begriff einer unerkennbaren Umwelt bzw. *Wirklichkeit an sich* lässt sich mit dem Argument zurückweisen, dass Luhmann in fragwürdiger Weise eine Unterscheidung zwischen Erkenntnis und Konstruktion vornimmt (also eine Unterscheidung verwendet, die der Sozialkonstruktivismus doch eigentlich aufkündigt). Problematisch erweist sich auch Luhmanns (1990: 40) Begriff der systeminternen Irritation: „Irritation ist, wie auch Überraschung, Störung, Enttäuschung usw., immer ein systemeigener Zustand, für den es in der Umwelt des Systems keine Entsprechung gibt. Die Umwelt muß, anders gesagt, nicht selber irritiert sein, um als Quelle von Irritationen des Systems zu dienen.“ Ich würde fragen: Wer ist hier der Beobachter? Das (Wissenschafts-)System kann es offensichtlich nicht sein, da doch das System von einer externen Irritation ausgeht. In unzulässiger Weise beansprucht Luhmann hier eine Beobachtersposition zwischen System und Umwelt, von der aus man überhaupt erkennen kann, wer der Urheber der Irritation ist. Richtiger wäre es, allein davon zu sprechen, dass eine Systemirritation vorliegt und die Frage, ob die Irritation allein für das System besteht oder auch an sich existiert, also unabhängig von Systembeobachtungen in der Systemumwelt vorkommt, als Frage ohne praktischen Wert zurückzuweisen, die auf den Prämissen des begründungstheoretischen Fundamentalismus basiert.

die Relevanz der materialen Objekte und Gegenstände für die Wissenschaft bestreitet). Die Differenzen zwischen den hier interessierenden Theoriepositionen von Realismus, Antirealismus sowie Neutralismus (und dem hieran anknüpfenden institutionstheoretischen Sozialkonstruktivismus) resultieren daraus, dass sie die These einer Widerständigkeit der Dinge unterschiedlich interpretieren. Als gemeinsamer Ausgangspunkt der genannten Positionen fungieren in der Regel Beobachtungen, die auf unerwartete, irritierende oder unvermutete Forschungsergebnisse hindeuten: Experimente führen zu erstaunlichen Resultaten, die Aufzeichnungen der Messinstrumente dokumentieren überraschende Abläufe, die untersuchten Substanzen weisen verblüffende Eigenschaften auf. Aus realistischer Sicht sind es die internen, materialen Eigenschaften der Dinge selbst, die sich – mit den Worten Latours – hier „Gehör verschaffen“ oder „zu Wort melden“.⁸ Die antirealistische Gegenseite widerspricht dieser Lesart mit dem Argument, dass sich die beobachteten Effekte als Resultat unserer Vorannahmen, Vermutungen, Beobachtungen, experimentellen Anordnungen, Prüfverfahren einstellen – schließlich handele sich bei den Begriffen der Irritation bzw. Erwartungsenttäuschung um Begriffe, die Hinweise auf unsere eigenen Konstitutionsleistungen beinhalten. Demzufolge sind es nicht die Dinge *an sich*, sondern unserer Beschreibungen der Dinge (also die Dinge *für uns*), die den Unterschied machen.

Nach Ansicht des Neutralismus unterliegen sowohl Realisten als auch Antirealisten dem Fehlschluß, wir könnten eine stabile Beobachtungsposition zwischen unseren Beschreibungen der Dinge und den Dingen selbst einnehmen, von der aus sich entscheiden ließe, ob die Widerständigkeit der Dinge aus unseren Beschreibungen oder aus der Welt „dort draußen“ resultiere. Von einem Fehlschluss lässt sich sprechen, weil wir weder über einen begriffs- und interpretationsfreien Zugang zur Wirklichkeit verfügen, noch wir uns eine Vorstellung von unserem Begriffs- und Kategorienapparat machen können, ohne uns zugleich auf die Welt der Objekte und Dinge zu beziehen. „Das heißt, wir müssen den Versuch aufgeben, Aussagen danach zu sortieren, ob sie von ‚der Welt‘ oder von ‚uns‘ wahr ‚gemacht‘ werden: Wir müssen die Problemstellung von Realismus und Antirealismus fallenlassen, indem wir uns von den repräsentationalistischen Voraussetzungen dieser Problemstellung verabschieden.“ (Rorty 2003: 127) Das besagt mit Blick auf das hier interessierende Problem einer Widerständigkeit der Dinge, dass die Frage, ob die Objekte selbst oder unsere Beschreibungen dieser Objekte die konstatierte „Hartnäckigkeit“ hervorbringt, mit dem Hinweis auf die begründungstheoretischen Fallstricke dieser Problemstellung zurückgewiesen wird. Der Neutralismus begnügt sich deshalb mit der Kern-

⁸ Demgemäß erläutert Latour den Begriff der (beobachterunabhängigen) Außenwelt mit dem Hinweis auf das Auftreten überraschender Effekte bzw. Ereignisse, die seines Erachtens die Widerständigkeit der Dinge dokumentieren. „Den Begriff der Außenwelt werden wir dementsprechend *mit der Überraschung und dem Ereignis verknüpfen* und nicht mit dem schlicht ‚Vorhandenen‘ (...), nicht mit der eigensinnigen Präferenz der *matters of fact*.“ (Latour 2001: 113)

position Fines, also dem Hinweis, dass die jeweilige Widerständigkeit der Dinge von der Wissenschaft beobachtet, erkannt bzw. konstruiert (alle drei Begriffe werden gleichbedeutend verwendet) wird – ohne hierbei Auskunft darüber zu geben, wer das eigentliche Subjekt oder Urheber dieser Widerständigkeit ist.

Die Befürworter des Realismus werden sich mit dieser Auskunft nicht begnügen und nach schlagkräftigeren Argumenten Ausschau halten. Nicht ohne ein gewisses Amüsement berichtet Fine (1996: 128f.), wie der Realist, zwecks Unterstützung seiner Überlegungen, mit einem Fuß auf den Boden stampfe um zu signalisieren: „Schaut her, die Dinge gibt es wirklich und sie leisten unseren Interventionen Widerstand.“ Holzinger wählt eine andere, freilich kaum weniger demonstrative Argumentationsstrategie. Eindringlich verweist er auf die Vorhandenheit bestimmter Tatsachen, deren Faktizität niemand, der ein moralisch aufrechter Mensch sei, bestreiten könne. Seine Ausführungen laufen auf die Fragestellung hinaus, ob die Rinderkrise BSE und der Tod von 160.000 britischen Rindern im Jahr 1996 eine Tatsache oder ein Konstrukt darstelle. Der (institutionstheoretische) Sozialkonstruktivist wird hierauf antworten, dass er die Frage nicht verstehe, da er keinen Unterschied zwischen Tatsachen und Konstruktionen mache.⁹ Wissenschaftliche Tatsachen sind konstruiert, sie verdanken sich sozialen Prozessen des Befürwortens, Rechtfertigens, Argumentierens, Geltendmachens, in deren (erfolgreichem) Verlauf das anfängliche Vermutungswissen gehärtet, also in ein Tatsachenwissen überführt wird. Holzinger würde vermutlich entgegnen, dass die Frage anders gemeint gewesen sei, es ihm überhaupt nicht um die Frage der Fabrikation des *Tatsachenwissens* gehe (die er ebenfalls mit „Ja“ beantworten würde), sondern um die Frage, ob wissenschaftliche Tatsachen selbst (und nicht nur wissenschaftliche Beschreibungen dieser Tatsachen) wirklich „dort draußen“ existierten oder durch unsere Beschreibungen konstituiert würden. Es ist diese Frage, die in den letzten Jahren die Debatte um die Reichweite und

⁹ Erneut macht sich Holzinger (2009: 526) die Sache zu einfach, wenn er Konstrukte schlicht als Fiktionen deutet. Denn der Konstruktionsbegriff bezeichnet ganz andere Sachverhalte als der Begriff der Fiktion. Damit soll nicht bestritten werden, dass neben Konstruktionen auch Fiktionen in der Wissenschaft vorkommen. Das Wissenschaftssystem kennt also auch fiktionale Darstellungen (wie etwa manipulierte Beobachtungsdaten, gefälschte experimentelle Befunde oder vorgetäuschte Belege) – und dies, wie eine Reihe neuerer Darstellungen zu zeigen versuchen, in größerer Anzahl als lange Zeit angenommen wurde. Doch auch in Bezug auf derartige Fiktionen gilt das Gesagte: Die philosophische Realismusdebatte trägt zur Entdeckung bzw. Entlarvung derartiger Fälschungen nichts bei, sondern hier sind wir ebenfalls ausschließlich auf fachwissenschaftliche Verfahren angewiesen, die am Prozess der „Härtung“ wissenschaftlichen Wissens mitwirken. Man mag bezweifeln, dass die derzeitig praktizierten Kontrollmethoden für ein solches Vorgehen ausreichen und deshalb für strengere Prüfverfahren votieren – doch erneut kann ich nicht sehen, worin der spezifische Gewinn der Debatte von Realisten und Antirealisten bei der Institutionalisierung derartiger Einrichtungen bestehen könnte.

Grenzen des Sozialkonstruktivismus bestimmt hat. Mein Beitrag zielte darauf ab, sowohl den pragmatischen Nutzen dieser Fragestellung in Zweifel zu ziehen als auch auf die Begründungslasten hinzuweisen, die wir uns mit der Frage einhandeln. Denn sobald wir uns daran machen, eine Antwort auf diese Fragestellung zu geben, reklamieren wir für unsere Auskünfte eine mit Absolutheitsansprüchen versehene Beobachtungsposition, die eben vorgibt, zwischen unsere Beschreibungen der Dinge einerseits und den Dingen selbst andererseits treten zu können. Oder mit anderen Worten: Sobald wir uns um eine Antwort auf die angegebene Frage bemühen, legen wir das Instrumentarium unserer soziologischen Disziplin auf die Seite und wählen das ganz andere (metawissenschaftliche) Sprachspiel des begründungstheoretischen Fundamentalismus – wir betreiben dann nicht einfach Philosophie, sondern wir betreiben, folgt man der Einschätzung von Philosophen wie Fine, Davidson und Rorty, in diesem Fall *schlechte* Philosophie.

IV. Zum Fundamentalismus der Akteur-Netzwerk-Theorie

Die Kontroverse zwischen Holzinger und mir betrifft, wie angedeutet, nicht allein die Frage nach der Reichweite und den Grenzen des Sozialkonstruktivismus. Strittig ist zudem, welchen theoretischen Gewinn und damit welches Erklärungspotential die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) von Latour und Callon eröffnet. Ein zentrales Anliegen von Holzinger ist es jedenfalls, die von mir vor gegenüber der ANT vorgebrachte Kritik eines Restfundamentalismus zurückzuweisen. Das mag erklären, dass er auf meine Argumentation, die eine Neubeschreibung der konstruktivistischen Wissenschaftssoziologie mit Hilfe des pragmatistischen Neutralismus unternimmt, nur am Rande eingeht. Im Vordergrund seines Beitrags steht vielmehr das Bemühen, die konzeptionellen Vorteile des Theorieprogramms von Latour herauszuarbeiten. Sein Beitrag „konzentriert sich vor allem auf die Position Latours und geht ausführlich auf dessen Versuch ein, realistische und sozialkonstruktivistische Argumente zu integrieren“ (Holzinger 2009: 521). Holzinger listet eine Reihe von Punkten auf, die aus seiner Sicht belegen, dass es sich bei der ANT um eine zugleich antiessenzialistische und innovative Theoriekonzeption handle. Insbesondere betont er deren radikale Prozessperspektive: Die ANT gehe nicht von vorgegebenen Entitäten aus, sondern analysiere deren prozessuales Zustandekommen. „Insgesamt ist zu beachten, dass der Duktus dieser Prozesssoziologie von einem heimlichen Essenzialismus, wie er bei vielen soziologischen Theorien vorliegt, deutlich abweicht.“ (Ebd.: 529f.) Im Gegensatz zum Sozialkonstruktivismus, der – „bis auf wenige Ausnahmen“ (ebd.: 529) – mit einer stabilen Definition des Sozialen beginne, betone die ANT, dass die soziale Wirklichkeit und damit auch die Gesellschaft „eine im Prozeß entstandene Wirklichkeit“ (ebd.: 530) sei. Dies gelinge Latour durch einen Wechsel der Beobachtungsperspektive: die externe Außenperspektive, an der sich traditionelle Sozialtheorien orientierten (vgl. ebd.: 531), werde durch eine prozessuale Innenperspektive ersetzt. Die Anwendung des erweiterten Symmetrieprinzips ermögliche ferner eine konsequente Berücksichtigung materia-

ler Entitäten, so dass der Dualismus von sozialer und materialer Welt aufgehoben werde (vgl. ebd.: 532).

Holzingers Ausführungen kann ich mich nicht anschließen. Am meisten erstaunt mich, wie undifferenziert er mit Blick auf unsere soziologischen Theorietraditionen (Plural) verfährt – schließlich richten sich seine Vorbehalte, wie etwa sein Essenzialismusvorwurf oder seine Kritik an einer „vertikalen Vogelperspektive“ (Holzinger 2009: 531), nicht allein gegen den Sozialkonstruktivismus, sondern gegen ein breites Spektrum klassischer und moderner Sozialtheorien. Um die konzeptionellen Vorteile der ANT herauszuarbeiten, bedient sich Holzinger einer generalisierenden, allzu grobschlächtigen Kritik konkurrierender Theorieansätze, ohne deren Überlegungen und Befunde genauer zur Kenntnis zu nehmen. Diese Vorgehensweise erweckt den Verdacht, dass der Innovationsanspruch, den er für die ANT reklamiert, sich keineswegs in allen Fällen originellen Einsichten, sondern vielmehr der handstreichartigen Geste verdankt, mit der zuvor ein Großteil der soziologischen Theoriekonzeptionen zur Seite geschoben wurde. Die Ausarbeitung einer radikalen Prozessperspektive, um damit zu beginnen, wird man kaum als alleinigen Verdienst der ANT ansehen können, denn sie findet sich in einer Vielzahl von Sozialtheorien. Stärker noch würde ich davon sprechen, dass die Kritik an der Vorstellung übergeordneter, fixierter Entitäten bzw. Objekte und damit der Hinweis auf das prozessuale Zustandekommen dieser Einheiten eine Auffassung darstellt, die schon von den Klassikern unseres Fachs formuliert wurde, also auf eine lange Theorietradition verweisen kann. Mit dieser Aussage möchte ich keineswegs gewichtige Unterschiede zwischen den verschiedenen Theoriepositionen bestreiten. Doch diese Unterschiede betreffen nicht die Frage, ob überhaupt eine Prozessperspektive gewählt wird, sondern wie der prozessuale Ansatz im Einzelnen ausgestaltet wird. Auch ist nicht richtig, wie Holzinger vermutet, dass der Sozialkonstruktivismus eine stabile Definition des Sozialen bzw. der Gesellschaft voraussetze. Grundanliegen des Konstruktivismus ist ja gerade das Ansinnen einer „Rekonstruktion der Konstruktion des Sozialen“ (Holzinger 2009: 528), also aufzuzeigen, wie die soziale Welt durch prozessuale bzw. operative Vorgänge hervorgebracht wird. In dieser Sicht handelt es sich bei der Gesellschaft nicht um ein statisches, fest verankertes Gebilde mit zeitstabilen Strukturen und Grenzen, sondern um ein dynamisches Geschehen, das fortwährenden Veränderungen unterliegt – und dies auch und gerade deshalb, weil das Soziale hierbei in kausaler Wechselwirkung mit der Welt materialer Dinge und Objekte steht. Ebenso wenig stellt die Aufkündigung der externen Beobachtungsperspektive eine originäre Einsicht der ANT dar. Offensichtlich ist Holzinger selbst nicht so ganz überzeugt von seiner Aussage, dass sich die Zurückweisung der Annahme eines unbeteiligten Zuschauers der Erkenntnis allein bei Latour ausgearbeitet finde. Er verweist zustimmend auf Luhmann und Bourdieu, um die Einsicht zu verdeutlichen, dass der Beobachter stets am Geschehen teilnimmt (vgl. Holzinger 2009: 530).

Ausklammern möchte ich zunächst Holzingers Hinweise auf das erweiterte Symmetrieprinzip der ANT, das verlangt, soziale und materiale Entitäten mit dem gleichen Vokabu-

lar zu beschreiben. Darauf werde ich an späterer Stelle zurückkommen. Angedeutet habe ich jedoch bereits meine Auffassung, dass die Frage, ob gegenständliche Dinge und Objekte Teil des Sozialen sind oder sich in der Umwelt des Sozialen befinden (und die damit verknüpfte Frage, ob ein asymmetrisches oder symmetrisches Vokabular vorzuziehen ist), keineswegs mit der Problemstellung zusammenfällt, die in der Realismusdebatte verhandelt wird. Die Debatte zwischen Realisten und Antirealisten dreht sich, wie gesehen, um die epistemologische Fragestellung, ob beobachtete Entitäten auch unabhängig von der Beobachtung existieren. Wie immer man auch diese Frage beantwortet, keine der gegebenen Antworten (auch nicht die der Neutralisten, die diese Problemstellung als Frage ohne praktischen Wert zurückweisen) präjudiziert eine Auskunft auf die Frage nach dem relationalen Zusammenhang von sozialen und materialen Entitäten. Ähnlich wie Latour zieht Holzinger zwei unterschiedliche Fragestellungen zu einer einzigen zusammen, woraus eine Vielzahl von Fragwürdigkeiten resultiert. Bevor ich auf das generalisierte Symmetrieprinzip von Latour näher eingehe, möchte ich jedoch zunächst das zuvor Gesagte zusammenfassen. Holzingers Erwiderung auf meinen an die Adresse der ANT gerichteten Fundamentalismusvorwurf greift zu kurz. Seine drei Hinweise – Prozessperspektive, Rekonstruktion der Konstruktion des Sozialen, Aufkündigung einer externen Beobachtungsperspektive – bleiben zu unspezifisch; sie enthalten weder Angaben über die genauere konzeptionelle Ausrichtung der ANT (weil auch konkurrierende Sozialtheorien die genannten drei Auffassungsweisen vertreten), noch gehen sie näher auf meine Vorbehalte gegenüber der Position Latours ein. Allerdings kann ich Holzingers Vorwurf nicht ganz von der Hand weisen, dass meine eigene Kritik an der Position Latours ebenfalls zu knapp daher kommt. Ich hatte mich seinerseits mit einigen kurzen Anmerkungen begnügt; diese Begrenzung erschien mir deshalb sinnvoll, weil mein primäres Anliegen auf eine Neubeschreibung des Sozialkonstruktivismus abzielte und ich zudem an früherer Stelle (Kneer 2008) ausführlicher auf Unklarheiten und Inkonsistenzen der Position von Latour hingewiesen hatte. Diese Entgegnung auf den Beitrag von Holzinger bietet mir die Möglichkeit, meine ältere Kritik am Fundamentalismus der ANT zu präzisieren. Auf fünf Punkte gehe ich näher ein.

(1) In meiner früheren Kritik an der ANT hatte ich darauf hingewiesen, dass Latours Anliegen über eine theoretisch angeleitete empirische Analyse wissenschaftlichen Wissens weit hinaus reicht und es ihm darum zu tun ist, eine „kosmopolitische (ontologische) Weltsicht mit den Mitteln der Metaphysik zu formulieren“ (Kneer 2009: 21). Offensichtlich sind es die verwendeten Begriffe der Metaphysik und Ontologie, gegen die Holzinger sich zur Wehr setzt. Dabei übersieht er, dass es sich bei beiden Termini nicht um externe Zuschreibungsbegriffe handelt, sondern um Kategorien, die die Autoren der ANT selbst verwenden. So hat Latour seine metaphysischen Interessen nicht abgestritten. „[I]ch konnte nie entscheiden, ob ich Metaphysiker oder Soziologe bin.“ (Latour 2009: 41) Ebenso wenig hat Latour gezögert, seine ontologischen Ansprüche dezidiert herauszustellen (vgl. Latour 1996: 97ff.; 1998: 115ff.). Für die Protagonisten der ANT ist es dabei ausgemacht, dass die Soziologie und somit auch eine soziologische Analyse der Wissen-

schaften nicht umhinkommt, sich metaphysischer und ontologischer Mittel zu bedienen. Überraschenderweise haben sie für diese These auch Zustimmung von Seiten Dritter gefunden (vgl. zuletzt Stäheli 2009). Die Neutralisten favorisieren demgegenüber eine Verabschiedung des alteuropäischen Sprachspiels der Metaphysik und betreiben Wissenschaftsforschung mit postontologischen Mitteln. Auch Holzinger möchte sich, wenn ich ihn richtig verstehe, nicht auf das metaphysische Unternehmen einlassen. Hierfür scheint mir Latour jedoch der falsche Gewährsmann zu sein. Denn das Anliegen der ANT reicht weit über den Anspruch hinaus, die These einer Materialität des Sozialen zu entfalten. Vielmehr zielt der Ansatz auf das Ganze. Latour (2007: 204) hat jedenfalls keine Scheu davor, eine Fragestellung aufzugreifen, auf die sich nur eine Erste Philosophie eine Antwort zutraut, nämlich die Frage, „was die *wirkliche* Welt *wirklich* ist“. Freilich ist es nicht Latours Bestreben, und hier unterscheidet sich seine Konzeption von traditionellen Vorgaben, eine solche Ontologie der Welt konkret auszubuchstabieren. Seine Absicht ist vielmehr die Ausgestaltung eines ausschließlich formalen Verfahrens, das den Weg weist, wie sich menschliche und nicht-menschliche Wesen versammeln und auf immer neue Weise assoziieren können. Auch auf diesen Punkt komme ich zurück.

(2) Die Realismusdebatte verfolgt ebenfalls ein metaphysisches Ansinnen. Sowohl Realisten als auch Antirealisten geht es darum, Auskunft über die letzten Gründe unserer Erkenntnis bzw. unseres Wissens zu geben. Ferner sind sie sich darüber einig, dass sie hierbei wissenschaftliches Wissen, wie etwa physikalisches Wissen, von einer *Metaebene* aus betrachten und darauf hin prüfen, ob dieses Wissen uns Auskunft über beobachterunabhängige Entitäten gibt oder umgekehrt dieses Wissen die fraglichen Entitäten überhaupt erst konstituiert. Die (meisten) Beteiligten an der Realismusdebatte haben deshalb ihr metaphysisches Anliegen auch nicht bestritten (so etwa und mit vielen weiteren Nachweisen Schantz 1996). Und ebenso ist sich Latour (1996: 97) darüber im Klaren, dass er sich zugleich „mit dem Realismus die Risiken der Ontologie“ und damit die Risiken der Metaphysik einhandle. Die Redeweise von Entitäten *an sich* – und zwar unabhängig davon, ob hiermit soziale oder materiale Entitäten gemeint sind – ist eben ohne Rückgriff auf das Sprachspiel der Metaphysik nicht zu haben. Das übersieht Holzinger, der die metaphysischen Prämissen des Antirealismus kritisiert, mit der Übernahme der Grundannahmen des Realismus jedoch das Sprachspiel von Ontologie und Metaphysik fortsetzt. Anzumerken bleibt noch, dass Latours Vorschlag einer „Versöhnung“ von Realismus und Antirealismus sich nicht nur, wie er selbst betont, einer metaphysischen Reflexion verdankt, sondern selbstwidersprüchlich angelegt ist. Seine knappe Formel lautet: Wissenschaftliche Tatsachen sind autonom, *weil* zuvor Arbeit in ihre Herstellung investiert wurde; sie sind also unabhängig und abhängig zugleich (vgl. Latour 2000: 137ff.; 2003: 193ff.). Der (institutionstheoretische) Sozialkonstruktivismus begnügt sich demgegenüber allein mit Hinweis auf die Fabriziertheit wissenschaftlichen Wissens, ohne sich weiter, wie mehrfach erläutert wurde, um eine Antwort auf die metaphysische Frage (*sic!*) zu kümmern, ob die Tatsachen unabhängig oder abhängig sind. An diese Sichtweise ist eine Aufkündigung der Unterscheidung zwischen Erkenntnis und Gegenstand oder ge-

nauer: zwischen Tatsachen *für uns* und Tatsachen *an sich* geknüpft. Das meint nicht, dass wir nicht zwischen unseren Tatsachenbeschreibungen und Tatsachen unterscheiden können. Doch diese Unterscheidung ist selbst beobachterrelativ. Das besagt, dass diese Unterscheidung zwar entfaltet, verschoben, disseminiert, jedoch nicht nach einer Seite hin aufgelöst werden kann. Der Zugang zu reiner Erkenntnis (unsere Begriffsschemata) bzw. zum Gegenstand selbst (der uninterpretierte Inhalt) bleibt verwehrt. Damit ist, wie gesagt, kein Einwand an dem Gebrauch der Unterscheidung von Tatsachenbeschreibungen und Tatsachen formuliert. Kritisiert wird der Fehlschluß, den sowohl Realisten als auch Antirealisten begehen, wenn sie vorgeben, dass wir diese Unterscheidung nicht nur verwenden, sondern gleichsam zwischen unsere Tatsachenbeschreibungen und den Tatsachen „dort draußen“ treten könnten. Diesem Fehlschluss unterliegt auch Latour bei seinem Versuch, genauer anzugeben, welchen Beitrag die Dinge *selbst* bei der Fabrikation wissenschaftlichen Wissens leisten.

(3) Als besonderen Vorzug der neueren Realismuskonzeptionen und der Position Latours führt Holzinger an, dass die genannten Ansätze das Repräsentationsparadigma aufkündigten. Damit werde der analytische Schwerpunkt von der Wahrheits- und Erkenntnisfrage hin zum praktischen Handeln, von der Theorie zum technischen Experiment, von der Repräsentation zur Intervention verlagert (vgl. Holzinger 2009: 525). Aus meiner Sicht greift eine solche Darstellung, zumindest mit Blick auf die ANT, zu kurz. Latours Bemühen zielt nicht auf eine Zurückweisung, sondern auf eine Reinterpretation des Repräsentationsbegriffs. Die Formel „Repräsentation ohne Korrespondenz“ gibt seine Auffassung in prägnanter Weise wieder. Ausführlicher würde ich davon sprechen, dass Latour den Begriff der Repräsentation zur Bezeichnung einer (politischen) Teilhabe bzw. Vertretung verwendet. Repräsentation der Wirklichkeit meint dann nicht länger Abbildung der Wirklichkeit, sondern Neuzusammensetzung der Wirklichkeit entsprechend der Verfahrensordnung eines Parlaments der Dinge. Befürworter der ANT verweisen zustimmend auf die demokratietheoretische Stoßrichtung dieses Vorschlags. Einzelne Kritiker befürchten, dass damit einer expertokratischen Vision das Wort geredet werde (vgl. Lindemann 2008, 2009). Meine Einwände gehen in eine andere Richtung. Ich halte bereits die Suche nach verbindlichen Regeln, nach dem *einen* richtigen Verfahren – bei Latour: ein Zweikammersystem mit einer zusätzlichen dritten Gewalt der Verlaufskontrolle – für verfehlt. Ein solches Anliegen folgt m.E. den Prämissen des begründungstheoretischen Fundamentalismus, der meint, er könne die Wissenschaft auf bestimmte methodologische Regeln, Erklärungsmodelle oder eben Verfahrensweisen ein für alle Mal verpflichten. Explizit oder implizit wird damit eine privilegierte Position in Anspruch genommen, von der aus sich derartige Normierungen zeitstabil festschreiben lassen. Als selbstorganisierendes System akzeptiert die Wissenschaft jedoch keine solchen Regelverordnungen. Die konstruktivistische Soziologie wissenschaftlichen Wissens hat deshalb schon früh, etwa in Auseinandersetzung mit dem kritischen Rationalismus, auf die irreduzible Vielfalt wissenschaftlicher Methoden, Modelle und Standards hingewiesen. Und ihr Bestreben zielt nicht auf eine Ausarbeitung verpflichtender Verfahrensordnungen, sondern auf die Ana-

lyse der sozialen und historischen Kontingenzen im Prozeß der Produktion, argumentativen Rechtfertigung und Verfestigung wissenschaftlicher Wissensansprüche. Aus diesem Grunde erklärt sie, ganz im Sinne von Holzingers Begriff der Prozesssoziologie, zugleich mit den Unterscheidungen von Logik und Praxis der Forschung bzw. von Genesis und Geltung des Wissens auch die Unterscheidung von verbindlicher *Form* des wissenschaftlichen Verfahrens und wechselnden wissenschaftlichen *Inhalten* für obsolet.

(4) Damit komme ich zu einem methodischem Vorbehalt. Latours Anliegen ist es, in seinen Untersuchungen neben der sozialen Welt auch die Welt der materialen Dinge und Gegenstände systematisch zu berücksichtigen. Dabei bedient er sich jedoch ausschließlich eines sozialwissenschaftlichen Methodeninstrumentariums (neben inhaltsanalytischen Verfahren etwa verschiedener Methoden des Interviews und der teilnehmenden Beobachtung). Hieraus resultiert, wie etwa auch Bloor (1999a: 99f.) bemerkt, eine Diskrepanz zwischen Latours programmatischen Erklärungen und seiner eigenen Vorgehensweise. Anders als es seine grundlagentheoretischen Überlegungen nahelegen, macht Latour in seinen materialen Studien genau das, was er der konstruktivistischen Wissenschaftssoziologie vorwirft – er analysiert ausschließlich (und damit äußerst asymmetrisch) die sozialen Komponenten von hybriden Akteur-Netzwerken. An früherer Stelle habe ich deshalb davon gesprochen, dass der von Latour an die Adresse des Sozialkonstruktivismus gerichtete Einwand, dieser erkläre die harten Fakten der Naturwissenschaften ausschließlich durch die weichen Fakten der Sozialwissenschaften, auf sein eigenes Unternehmen zurückfällt, weil er sich zutraut, Wissenschaft insgesamt allein mit sozialwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden zu erschließen (vgl. Kneer 2009: 22). Präziser argumentiert der (institutionstheoretische) Sozialkonstruktivismus, so möchte ich ergänzend hinzufügen, wenn er den Anspruch einer Kompletterfassung sämtlicher Ursachen, die am Zustandekommen wissenschaftlichen Wissens beteiligt sind, zurückweist. Dieses Argument bedient sich, wie angedeutet, keiner antirealistischen Annahmen, sondern eines methodischen Hinweises. Es wird also keineswegs behauptet, dass wir allein das soziale Geschehen (etwa Kommunikationen über materiale Dinge), nicht jedoch materiale Entitäten beobachten können. Gemeint ist vielmehr, dass sich eine Analyse der materialen Welt allein mit sozialwissenschaftlichen Methoden eben nicht bewerkstelligen lässt. Genau das übersieht Latour. Und er begeht einen weiteren Kategorienfehler, wenn er ausgehend von seinen (sozialwissenschaftlichen) Analysen naturwissenschaftlicher Darstellungen (etwa denen Pasteurs) meint, Aussagen über die Dinge *selbst* treffen zu können.

(5) Mein letzter Punkt betrifft das Symmetrieprinzip der ANT. Hiermit ist der Grundsatz der Verwendung eines einheitlichen Beschreibungs- und Erklärungsvokabulars bei der Analyse natürlicher, sozialer und technischer Entitäten gemeint. Aus der Anwendung des Symmetrieprinzips resultiert neben einer Generalisierung der Akteurskategorie zugleich eine Umschreibung des Begriffs des Sozialen. Der Begriff bezeichnet keine bestimmte Sphäre, also keine spezifische Art von Entitäten (etwa menschliche Handlungen oder

Kommunikationen), sondern die „sehr eigentümliche Bewegung des Wiederversammelns und erneuten Assoziierens“ (Latour 2007: 19). In dieser Sicht sind materielle Dinge und Objekte nicht in der Umwelt des Gesellschaftssystems positioniert, vielmehr weist Latour ihnen den Status vollwertiger Akteure zu, die am sozialen Geschehen unmittelbar teilnehmen. Mein Fundamentalismusvorwurf richtet sich nun nicht gegen die Ausarbeitung und den Gebrauch eines symmetrischen Beschreibungsvokabulars, sondern gegen die *Ansprüche*, die Latour damit verknüpft. Ein fundamentalistischer Fehlschluss liegt vor, wenn die genannten Thesen aus der Perspektive eines privilegierten Weltbeobachters erster Ordnung vorgetragen werden. Genau diesen Fehlschluss begehen, so meine These, die Autoren der ANT: „Symmetrisch zu sein bedeutet für uns einfach, nicht a priori irgendeine *falsche* Asymmetrie zwischen menschlichem intentionalem Handeln und einer materiellen Welt kausaler Beziehungen anzunehmen.“ (Latour 2007: 131; eigene Hervorhebung G.K.) Latour begreift das asymmetrische Beschreibungsvokabular als ein unzutreffendes, falsches Darstellungsmittel – und diese Auffassung versetzt ihn überhaupt erst in die Lage eines privilegierten Ideologiekritikers, der den aus seiner Sicht allesamt asymmetrisch argumentierenden „Modernen“ ihre Fehler und Trugwahrnehmungen vorrechnen kann.

Mein Einwand geht nicht dahin, dies sollte bereits deutlich geworden sein, die Zuordnung der Werte wahr/falsch schlicht umzukehren. Der Punkt ist ein anderer. Beschreibungsvokabulare sind aus meiner Sicht überhaupt keine Kandidaten für Wahrheitswerte. Die Welt „dort draußen“ gibt uns, anders gesagt, nicht vor, welche Beschreibungssprache die richtige ist. Und wir können nicht alle Vokabulare abstreifen, um zunächst die Welt zu beobachten, wie sie „tatsächlich“ ist, um dann anschließend zu entscheiden, welche Darstellungsmittel fehlerfreier, korrekter oder wahrer sind. Ein solches Unterfangen, darauf hat Rorty wiederholt hingewiesen, folgt der irreführenden Prämisse, unsere Darstellungsmittel seien so etwas wie ein Spiegel der Natur. Aus dem Gesagten folgt, wie angedeutet, kein prinzipieller Einwand gegenüber dem Gebrauch eines symmetrischen Beschreibungsvokabulars. Für manche Erkenntniszwecke mag eine solche Sprache vollkommen ausreichend sein, hinsichtlich bestimmter Erkenntnisziele (etwa ökologische Fragen betreffend) mag sie deutliche Vorteile besitzen. Hinzufügen möchte ich den Hinweis, dass sich auch der Behaviorismus und bestimmte Spielarten der Verhaltenstheorie in bestimmter Hinsicht einer symmetrischen Begrifflichkeit bedienen.¹⁰ Auch diese An-

¹⁰ Mit dem Gesagten möchte ich keineswegs suggerieren, dass es sich bei der ANT um eine Spielart des Behaviorismus bzw. der Verhaltenstheorie handelt. Trotz vordergründiger Parallelen sind die Unterschiede zwischen den Ansätzen beträchtlich. Dies allein schon deshalb, weil die ANT der Annahme verallgemeinerungsfähiger bzw. gesetzesförmiger Reiz-Reaktionsabläufe eine deutliche Absage erteilt. Überhaupt geht es ihren Protagonisten nicht darum, die Begrifflichkeit einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik schlicht durch die einer kausal argumentierenden Naturwissenschaft zu ersetzen. Vielmehr besteht ihr Anliegen darin, ein Vokabular zu formulieren, das der grundsätzlichen Unterscheidung von natur- und sozialwissenschaftlichen Sprachen voraus liegt

sätze kündigen das intentionalistische Vokabular auf und beschreiben das Verhalten sowohl von menschlichen wie von nicht-menschlichen Entitäten mit einer einheitlichen Erklärungssprache, in diesem Fall mit Hilfe eines generalisierten Reiz-Reaktions-Modells. Anhänger einer sinnverstehenden Soziologie kritisieren eine solche Vorgehensweise zu meist mit dem so genannten Naturalismus-Einwand. Dieser besagt, dass sich soziale Entitäten nicht mit naturwissenschaftlichen Methoden, sondern allein mit hermeneutischen Verfahren in „richtiger Weise“ beschreiben und erklären lassen. Auf diese Weise wird eine Unterscheidung von zwei Daseinsbereichen der Welt vorgenommen, die deutliche Parallelen mit Descartes' Dichotomie von Geist und Natur aufweist. Probleme resultieren für eine solche Auffassung nicht dadurch, dass zwischen verschiedenen Beschreibungsvokabularen (etwa der Sprache der Geistes- und Sozialwissenschaften versus der Sprache der Naturwissenschaften) differenziert wird, sondern dass dieser Unterscheidung eine ontologische Fassung gegeben wird. Zu Recht hat die ANT eine solche Sichtweise zurückgewiesen. Allerdings begehen ihre Protagonisten den gleichen Irrtum: Aus der Verwendung eines einheitlichen Beschreibungsvokabulars ziehen sie die Schlußfolgerung, dass die *Welt selbst* symmetrisch – jedenfalls nicht: asymmetrisch – geordnet sei und der Gebrauch einer asymmetrischen Sprache von vornherein diese Ordnung verfehle.¹¹

Im Gegensatz zu den Anhängern der ANT (und im Gegensatz zu vielen Verfechtern einer sinnverstehenden Soziologie) plädiere ich, kurz gesagt, für einen unaufgeregten, pragmatischen Umgang mit den uns vorliegenden Beschreibungsvokabularen. Deren Gebrauch dient nicht dazu (um ein weiteres Mal mit Rorty zu argumentieren), die Welt zu kopieren oder zu repräsentieren, sondern dazu, in der Welt zurechtzukommen. Unsere Darstellungsmittel sind, anders formuliert, nicht schlicht wahr oder falsch; doch wir können sie danach beurteilen, ob sie unseren Erkenntnisinteressen und -zielen mehr oder weniger dienlich sind. Ausgehend hiervon macht auch die Forderung nach einem vollständigen Verzicht auf das intentionalistische Vokabular, wie sie von den Vertretern der ANT erhoben wird, keinen Sinn. Stärker noch würde ich davon sprechen, dass ein asymmetrisches Beschreibungsvokabular – bzw. Beschreibungssprachen, die bezüglich der Unterschei-

(vgl. Callon & Latour 1992: 347). Es ist dieses Ansinnen auf die Formulierung einer Ursprungssprache – und damit, in den Begriffen Foucaults (1989: 402), das Anliegen, „das Gebiet des Ursprünglichen wiederherzustellen“ –, das aus meiner Sicht Auskunft über den verschwiegenen Fundamentalismus der ANT gibt.

¹¹ Man könnte der vorgetragenen Kritik entgegen halten, dass es der ANT mit ihrer Formulierung eines symmetrischen Beschreibungsvokabulars gar nicht um die Explikation einer eigenständigen Sichtweise auf die „Ordnung der Dinge“ gehe. Ziel sei vielmehr die Bereitstellung einer Infrsprache, die es möglich mache, die Beschreibungen und Theorien der Akteure selbst zu erfassen. Diese „Entgegnung“ macht die Sache nicht besser: Das Ansinnen einer voraussetzungs-freien Beobachtung ist, darauf haben mehrere Kritiker der ANT hingewiesen, unerfüllbar. Und: Sprachwissen und Weltwissen lassen sich nicht strikt trennen, sondern greifen ineinander.

dung Symmetrie/Asymmetrie eine Mittelposition einnehmen¹² – für manche Erkenntniszwecke deutliche Vorteile besitzen. Aus meiner Sicht stellt uns die intentionalistische bzw. sinnorientierte Beobachtungssprache mit ihren vielfältigen Begriffsangeboten (wie etwa Absicht, Motiv, Sinn, Erwartung, Norm, Symbol, Diskurs, Kultur etc.) ein wesentlich komplexeres Vokabular als die dürftige Ausdrucksweise symmetrischer Theoriekonzepte zur Verfügung und versetzt uns in die Lage, mit bestimmten Problemen einfach besser fertig zu werden. Im Übrigen resultiert aus der Verwendung einer intentionalistischen Begrifflichkeit, auch dieser Hinweis sei hinzugefügt, keineswegs zwingend eine falsch verstandene – sprich: ontologisch ansetzende – Asymmetrie: Niemand zwingt uns, den Begriff des absichtsvollen Handelns allein für die Darstellung und Analyse menschlichen Verhaltens heranzuziehen; mit Blick auf bestimmte Erkenntnisabsichten und praktische Zwecke mag es durchaus sinnvoll sein, den Terminus auch zur Beschreibung anderer Entitäten und Vorgänge – in jüngerer Zeit vor allem: rechnergestützter Operationen – zu verwenden. Viel wäre gewonnen, wenn die fundamentalistische Kontroverse, ob allein der Mensch handeln kann oder nicht, durch die pragmatische Frage ersetzt würde, ob und inwieweit beobachtbare Veränderungen semantisch (a) als kausale Effekte, (b) als „blosses“ Verhalten oder (c) als intendierte Handlungen thematisiert werden. Unterkomplex erweist sich die Begrifflichkeit der ANT nicht zuletzt auch deshalb, weil sie aufgrund der Preisgabe des intentionalistischen Vokabulars diese Frage noch nicht einmal stellen kann (vgl. Rammert & Schulz-Schaeffer 2002).

Den letzten Überlegungen sind einige knappe Hinweise für einen pragmatisch ausgerichteten Vergleich zwischen symmetrischen und asymmetrischen Beschreibungsvokabularen zu entnehmen. Dazu gäbe es sicherlich noch Vieles zu sagen. Doch das ist hier

¹² Eine solche Mittelposition, bei der symmetrische und asymmetrische „Anteile“ kombiniert werden, vertritt m.E. die Systemtheorie. Die Vorstellung, neben sozialen auch psychische, lebende und technische Einheiten mit einem generalisierten System-Umwelt-Modell zu beschreiben, orientiert sich am Symmetriepostulat. Die Auffassung, dass die verschiedenen Systemtypen ihre System-Umwelt-Unterscheidung auf ihre je eigene Weise handhaben, orientiert sich dagegen am Asymmetrie-Prinzip. Nicht bei allen Systemen handelt es sich um autopoietische Systeme – Maschinen etwa gelten als allopoietische Einheiten. Ferner verarbeiten nicht alle Systeme ihre Komplexität und Selbstreferenz in der Form von Sinn, sondern allein soziale und psychische Einheiten tun dies. Ausgehend vom Gesagten würde ich zudem der Auffassung widersprechen, wie sie von Seiten der ANT wiederholt vorgebracht wurde, dass sich die Systemtheorie an einem Dualismus von Gesellschaft und Natur orientiere. Das kann schon deshalb nicht sein, weil die Systemtheorie, übrigens ähnlich wie die ANT, keine Verwendung für den Begriff einer vorgängigen Natur hat (insofern basiert der angedeutete Vorwurf auf einer Verwechslung des Begriffs der Umwelt mit dem Naturbegriff). Und die systemtheoretische Unterscheidung von Gesellschaft und Umwelt stellt keine Fortsetzung der Geist-Natur-Dichotomie dar, weil Gesellschaft lediglich als ein (soziales) System neben vielen weiteren begriffen wird. Insofern formuliert die Systemtheorie keine dualistische, sondern eine multizentrische bzw. polykontexturale Theorie.

nicht der Punkt. Mit dem Gesagten wollte ich andeuten, dass meine Ausführungen nicht auf eine Fundamentalkritik an der Position Latours, sondern auf eine Kritik an den fundamentalistischen Prämissen seines Ansatzes abzielen. Es handelt sich deshalb nicht um eine Fundamentalkritik, weil ich, wie angedeutet, keineswegs grundsätzlich bestreiten möchte, dass die Ausarbeitung und der Gebrauch einer symmetrischen Erklärungssprache uns neue Forschungsperspektiven eröffnen kann. Insofern richten sich meine Vorbehalte auch nicht gegen eine Vielzahl neuerer sozial- und kulturwissenschaftlicher Beiträge, die im Anschluss an den Vorschlag der ANT ihren Analysefokus auf die „materielle Infrastruktur“ der Wissenschaftspraxis richten. Meine Einwände betreffen das Anliegen Latours, mit dem Gebrauch eines symmetrischen Beschreibungsvokabulars zugleich Auskunft über die *Sachen selbst* zu geben. Hier wird die privilegierte Position eines Weltbeobachters erster Ordnung in Anspruch genommen, der meint, mit soziologischen Mitteln die klassischen Fragen von Metaphysik und Ontologie beantworten zu können. Latours „Lösungsvorschlag“ der Realismusfrage führt nicht, wie Holzinger meint, aus den Fallstricken des Fundamentalismus hinaus, sondern tiefer in sie hinein, weil er sich umstandslos der gleichen essenzialistischen Prämissen bedient, auf der die Debatte von Realismus und Antirealismus insgesamt aufruht.

Literatur

- Barad, K., 1996: Meeting the Universe Halfway. Realism and Social Constructivism without contradiction. S. 161-194 in: L. Hankinson Nelson / J. Nelson (Hrsg.), *Feminism, Science and the Philosophy of Science*. Dordrecht: Kluwer.
- Barad, K., 2003: Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter. *Journal of Women in Culture and Society* 28: 801-831.
- Berger, P.L. / Luckmann, T., 1969: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bloor, D., 1999a: Anti-Latour. *Studies in History and Philosophy of Science* 30: 81-112.
- Bloor, D., 1999b: Reply to Bruno Latour. *Studies in History and Philosophy of Science* 30: 131-136.
- Callon, M. / Latour, B., 1992: Don't throw the Baby Out with the Bath Scholol. A Reply to Collins and Yearley. S. 343-368 in: A. Pickering (Hrsg.), *Science as Practice and Culture*. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Carnap, R., 2004: *Scheinprobleme in der Philosophie und andere metaphysikkritische Schriften*. Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von T. Mormann. Hamburg: Meiner.
- Collins, H.M. / Yearley, S., 1992a: Epistemological Chicken. S. 301-326 in: A. Pickering (Hrsg.), *Science as Practice and Culture*. Chicago, London: University of Chicago Press.
- Collins, H.M. / Yearley, S., 1992b: Journey into Space. S. 369-389 in: A. Pickering (Hrsg.), *Science as Practice and Culture*. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Davidson, D., 1990: *Wahrheit und Interpretation*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fine, A., 1996: *The Shaky Game. Einstein Realism and the Quantum Theory*. Chicago: University of Chicago Press.

- Foucault, M., 1989: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Holzinger, M., 2009: Welcher Realismus? Welcher Sozialkonstruktivismus? Ein Kommentar zu Georg Kneers Verteidigung des Sozialkonstruktivismus und zu Bruno Latours Akteur-Netzwerktheorie. Zeitschrift für Soziologie 38: 521-534.
- Horwich, P., 1992: Drei Formen des Realismus. S. 66-93 in: Forum für Philosophie Bad Homburg (Hrsg.), Realismus und Antirealismus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kneer, G., 2008: Hybridizität, zirkulierende Referenz, Amoderne? Eine Kritik an Bruno Latours Soziologie der Assoziationen. S. 261-303 in: G. Kneer / M. Schroer / E. Schüttpelz (Hrsg.), Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kneer, G., 2009: Jenseits von Realismus und Antirealismus. Eine Verteidigung des Sozialkonstruktivismus gegenüber seinen postkonstruktivistischen Kritikern. Zeitschrift für Soziologie 38: 5-25.
- Latour, B., 1996: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften. Berlin: Akademie.
- Latour, B., 1998: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Latour, B., 1999: For David Bloor ... and Beyond. Studies in History and Philosophy of Science 30: 113-129.
- Latour, B., 2000: Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Latour, B., 2001: Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Latour, B., 2003: Das Versprechen des Konstruktivismus. S. 183-208 in: J. Huber (Hrsg.), Person/Schauplatz. Interventionen 12. Wien/New York: Springer.
- Latour, B., 2007: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Latour, B., 2009: Gabriel Tarde und das Ende des Sozialen. S. 39-61 in: C. Borch / U. Stäheli (Hrsg.), Soziologie der Nachahmung und des Begehrens. Materialien zu Gabriel Tarde. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Laudan, L., 1981: A Confutation of Convergent Realism. Philosophy of Science 48: 19-48.
- Lindemann, G., 2008: „Allons enfants et faits de la patrie ...“. Über Latours Sozial- und Gesellschaftstheorie sowie seinen Beitrag zur Rettung der Welt. S. 339-360 in: G. Kneer / M. Schroer / E. Schüttpelz (Hrsg.), Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lindemann, G., 2009: Bruno Latour – von der Wissenschaftsforschung zur Expertokratie S. 113-118 in: S. Gießmann u.a. (Hrsg.), Politische Ökologie. Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Bielefeld: transkript.
- Luhmann, N., 1984: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1990: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Pickering, A., 1995: The Mangle of Practice. Time, Agency and Science. Chicago: University of Chicago Press.
- Rammert, W. / Schulz-Schaeffer, I., 2002: Technik und Handeln. Wenn soziales Handeln sich auf menschliches Verhalten und technische Abläufe verteilt. S. 11-64 in: Dies. (Hrsg.), Können Maschinen handeln? Soziologische Beiträge zum Verhältnis von Mensch und Technik. Frankfurt a.M./New York: Campus.

- Rorty, R. 1993: Eine Kultur ohne Zentrum. Vier philosophische Essays. Stuttgart: Reclam.
- Rorty, R., 2003: Wahrheit und Fortschritt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rouse, J., 1996: Engaging Science. How to Understand Its Practices Philosophically. Ithaca/London: Cornell University Press.
- Rouse, J., 2002a: How Scientific Practices Matter. Reclaiming Philosophical Naturalism. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Rouse, J., 2002b: Vampires: Social Constructivism, Realism and Other Philosophical Undead. History and Theory 41: 60-78.
- Schantz, R., 1996: Wahrheit, Referenz und Realismus. Eine Studie zur Sprachphilosophie und Metaphysik. Berlin/New York: de Gruyter.
- Stäheli, U., 2009: Theorie als Experiment. S. 138-143 in: S. Gießmann u.a. (Hrsg.), Politische Ökologie. Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Bielefeld: transkript.
- Van Fraassen, B., 1980: The Scientific Image. Oxford: Oxford University Press.
- Weber, M., 1980: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. 5., revidierte Auflage. Tübingen: Mohr.

Georg Kneer ist Professor für Soziologie an der Hochschule für Gestaltung in Schwäbisch-Gmünd. Seine Forschungsschwerpunkte sind Soziologische Theorie, Gesellschaftstheorie, Kultursoziologie und Wissenssoziologie.